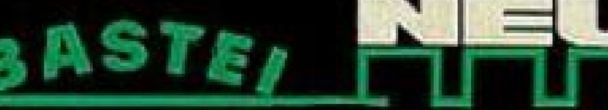


1,90 DM / Band 606
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gwenola - grausam und geächtet

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Gwenola - grausam und geächtet

John Sinclair Nr. 606

von Jason Dark

erschienen am 13.02.1990

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Gwenola - grausam und geächtet

Die Party gehörte zu den letzten des Sommers, sollte ein voller Erfolg werden, doch keiner der Gäste wußte, daß sich der Tod ebenfalls eingeladen hatte.

Man hörte Namen, man taute auf, man redete über den Job, man stellte fest, wie klein die Welt doch letztendlich war.

Und auch wie schön, denn die Party fand dort statt, wo das Leben angeblich noch lebenswert war. In einem idyllischen Garten, der zu einem kleinen, versteckt liegenden Schloß gehörte, das für eine Jubiläumsfeier von einer Automobilfirma gemietet worden war…

Die deutsche Firma, sie stellte rasante Sportwagen her, hatte weder Kosten noch Mühen gescheut und viele ihrer prominenten Kunden eingeladen, die gerade diese Automarke fuhren.

Aus diesem Grunde standen vor dem kleinen Schloß die schnellen Flitzer Seite an Seite aufgereiht, als wären sie zu einer Parade angetreten, die besichtigt werden konnte.

Auch Bill Conolly gehörte zu den Porsche-Fahrern und hatte eine Einladung bekommen.

Erst hatten er und seine Frau Sheila gezögert, einen positiven Vermerk auf die beiliegende Antwortkarte zu schreiben – sie waren beide keine Fans von irgendwelchen Society-Festen –, doch Sheila hatte schließlich den Anstoß gegeben und Bill erklärt, daß sie mal wieder raus müsse.

»Okay, Darling, wenn du unbedingt willst.«

Und jetzt waren sie da, ließen sich einhüllen vom Wirrwarr der Stimmen, vom Klingen der Gläser, der leisen Gartenmusik und den Gesprächsfetzen, denn ein guter, inhaltsreicher Dialog kam bei derartigen Gelegenheiten kaum zustande.

Doch Sheila war in Form. Sie gehörte zu den weiblichen Schmuckstücken der Feier. Die neue Frisur, das enge schwarze Kleid, die feine Jacke aus roter Seide, der dezente Schmuck, dies alles war schlicht, aber elegant, und damit stach Sheila die meisten aufgedonnerten Tanten aus, auch jüngere Frauen.

Bill ließ seiner Gattin gern die lange Leine, sie sollte sich mal wieder richtig freuen und unter Menschen sein – und natürlich auch Komplimente hören.

Er hatte zwei Männer gefunden, die er noch von früher her kannte. Es hatte sich herausgestellt, daß die drei im gleichen Semester gewesen waren, und die alten Erinnerungen wurden natürlich an der Außenbar kräftig aufgefrischt und mit harten Drinks gemixt.

Bill brauchte nicht zu fahren, außerdem aß er zwischendurch immer wieder von den köstlichen Fischhäppchen, die weißgekleidete Diener ebenso reichten wie besten Champagner.

Die Sonne meinte es ebenfalls gut und schickte warme Septemberwärme aus einem fast wolkenlosen Himmel. Es gab keinen Gast, der sich nicht wohl fühlte, es sei denn, er hatte zuviel getrunken.

Bill bekam einen Schlag auf die Schulter, der ihn fast in die Knie gehen ließ. Sein linker Nebenmann, früher Sport-As im Semester, jetzt Großhändler für Sportartikel und ebenfalls Porschefahrer, hatte seine Pranke etwas zu hart auf die Schulter des Reporters gelegt.

»Mensch, ich weiß noch, wie du damals deinen ersten Artikel verfaßt hast.«

Bill verzog das Gesicht und rieb über die getroffene Stelle. »Tatsächlich?«

»Ja!« rief der ehemalige Kommilitone mit hochrotem Kopf. »Es ging da um eine Art Bierzeitung. Du hast ein Gedicht gemacht, das unseren alten Professoren die Schamröte ins Gesicht steigen ließ. Seither hatten sie dich auf dem Kieker.«

»Ja, stimmt!« dehnte Bill und lehnte sich zurück. »Das war für eine Feier.«

»Richtig. Öffentlich hast du das Gedicht vorgetragen. Danach war Totenstille.« Der Mann fing an zu lachen und wollte sich nicht mehr einkriegen.

Wenn Bill ehrlich gegen sich selbst war, stellte er fest, daß er den damaligen Zeiten doch entwachsen war. Ronny, so hieß der Mann neben ihm, war doch ein wenig zu laut für seinen Geschmack, ganz im Gegensatz zu Earl, dem zweiten Kommilitonen, der überhaupt nichts mehr sagte und schon abgefüllt war.

Er hockte auf dem langbeinigen Stuhl und starrte in das Bierglas, denn er hatte nur Bier getrunken.

»Kannst du es noch, Bill?«

»Was?«

Ronny breitete die Arme aus. Seine Fliege hatte er abgenommen, das Hemd sehr weit aufgeknöpft. Er war gebräunt am gesamten Körper, sein langes Haar sah aus wie bleicher Sand. »Das Gedicht, meine ich. Kannst du es noch aufsagen?«

»Das glaube ich nicht.«

»Schade.«

»Himmel, das ist lange her, Ronny, zu lange.«

»Ja, ja stimmt!« krähte er, trank sein Glas leer und nahm sofort ein neues. »Du bist Reporter geworden.«

»Sicher. Zum Wirt hat es nicht gereicht.«

Ronny wollte sich ausschütten vor Lachen, verschluckte sich dabei und bekam einen etwas starren Blick, als er über Bills Schulter auf eine Person schaute, die heranschlenderte.

Es war seine Frau.

Sehr jung, sehr schön und sehr gestylt. Das Haar hochgekämmt, schwarz gefärbt, mit Glutaugen und in einem hautengen, knallroten Lederanzug, zu dem auch der rote Schmuck an ihren Ohrläppchen paßte. Bill wußte inzwischen, daß es Ronnys dritte Frau war.

»Hi, Darling, was ist?«

»Was soll sein?«

»Du bist so laut.«

»Hör zu, Baby, ich habe hier einen alten Kumpel wiedergetroffen. Das muß begossen werden.«

»Da ist aber jemand, der dich sprechen möchte.«

Sie sagte einen Namen, den Bill nicht kannte. Dafür aber Ronny.

Er drehte sich hastig ab. »Sorry, Bill, aber zu dem Knaben muß ich

hin. Das ist geschäftlich.«
»Klar.«
»Wir sehen uns später.« Er umfaßte den Arm seiner Frau und zog sie herum. Sie zwinkerte Bill zu, doch der Reporter grinste nur zurück und hörte neben sich die Stimme seines anderen ehemaligen Studienkollegen. »Ja, ja, die Weiber, immer wieder die Weiber, die können einen noch fertigmachen. Findest du nicht auch?«
»Kommt drauf an.«
Earl rutschte vom Hocker. »Ich habe die Nase voll, weißt du? Gestrichen voll. Bis gleich, muß mal Jürgen würgen…«
Das war nur etwas für Männer, und Bill murmelte: »Dann würg mal schön.«
»Möchten Sie noch etwas trinken, Sir?« Der Keeper fragte es. Bill entschied sich für ein Wasser.
Er bekam es sogar eingeschenkt und hörte neben sich das leise Frauenlachen. »Die Lache kenne ich doch seit Jahren«, murmelte er und nahm einen tiefen Schluck.
»Sicher, Herr Ehemann.«
Sheila war gekommen, rutschte auf den freien Hocker neben Bill und stellte ihr Glas mit Weißwein auf die Bartheke. »Amüsierst du dich gut?« fragte sie.
»Es geht.«
»Deine alten Freunde…«
Bill winkte ab. »Sind auch nicht mehr das Wahre. Kein Vergleich zu John Sinclair.«
»Sicher.«
Er legte einen Arm um ihre Taille. »Und wie geht es dir, Sheila? Gefällt dir die Party?«
»Nun ja.«
»Hör auf zu lügen. Ich habe dich vorhin anders erlebt. Da warst du richtig in Form.«
»Das war vorhin.«
»Und jetzt?«
Sheila blies eine Haarsträhne aus der Stirn und schaute gegen das grüne Blätterdach der Bäume hinter der Bar, durch dessen Lücken Sonnenstrahlen sickerten. »Irgend etwas ist nicht in Ordnung, Bill.«
»Ach ja?«
»Hör auf zu lachen, ich meine es ernst.«
»Was denn?«
»Hast du Zeit?«
»Dumme Frage.«
»Dann komm.« Sheila rutschte vom Hocker und ging auf das Haus zu. Bill folgte ihr über den schmalen Weg, der sich durch den Garten schlängelte, dann breiter wurde, einen Bogen schlug und vor dem

Haus endete, wo auch die edlen Fahrzeuge standen.

Das kleine Schloß besaß ein sehr schönes Portal. Obwohl die Dunkelheit noch nicht hereingebrochen war, wurde die weiß gestrichene Fassade bereits jetzt von Scheinwerfern angestrahlt und bekam dadurch einen leicht goldenen Glanz. Der Eingang stand weit offen, der Besitzer hatte nichts zu verbergen. In dem kleinen Hotel stiegen oft Manager mit den Damen ab, die in ihrer Begleitung nicht unbedingt gesehen werden wollten.

Man war eben sehr diskret…

Kein Holz bedeckte den Fußboden der kleinen Halle, sondern heller Marmor, mit zarten, grauen Streifen, die sich wie kleine Schlangen verteilten.

Durch die fast bis zum Flur reichenden Fenster mit den weißen Sprossen schien ebenfalls noch die Septembersonne und hinterließ an verschiedenen Punkten helle Reflexe.

»Was ist denn nun?« fragte Bill.

Sheila war ein Stück vorgegangen. Sie blieb dort stehen, wo sie von der Sonne getroffen wurde, als wollte sie sich noch einmal in dem Licht baden, bevor es Herbst wurde.

»Hörst du es nicht?«

»Was denn? Die Musik?«

»Nein, Bill, nein, es ist ein anderes Geräusch. Dieses leichte Knurren.« Sheila überlief eine Gänsehaut, und sie schüttelte sich. »Es hörte sich an, als hätte hier jemand Bestien versteckt.«

Bill verzog den Mund. »Jetzt willst du mir aber was erzählen, Mädchen. Bestien, da muß ich lachen. Das sind die beiden Doggen, die wir gesehen haben.«

»Sie benehmen sich so komisch.«

»Finde ich nicht.«

»Also für mich hörte sich das Knurren komisch an. Außerdem sind die Hunde eingesperrt worden.«

»Sollen wir sie freilassen?«

»Hüte dich.«

»Komm, laß uns wieder nach draußen gehen.« Bill drehte sich um, und sein Blick fiel zwangsläufig durch die Tür ins Freie, wo er auch den Himmel streifte.

Da sah er die Wolke!

Ein dunkles, ein mächtiges Gebilde, das relativ tief schwebte, als wollte es im nächsten Augenblick noch tiefer rutschen, um sich über das kleine Schloß und den Garten zu senken. Er hörte hinter sich Sheilas Schritte und spürte seine Frau dicht neben der rechten Seite.

»Stört dich die Wolke, Bill?«

»Ehrlich gesagt – ja.«

»Mich auch. Ich habe das Gefühl, daß sie einfach nicht hierher

gehört.«
Bill winkte locker ab. »Eine Laune des Wetters, das ist es.«
»Dann wäre der übrige Himmel auch in Mitleidenschaft gezogen worden.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich sehe das anders, Bill. Erst das Benehmen der Hunde, jetzt die Wolke…«
»He, Sheila.« Er faßte unter ihr Kinn und schaute sie an. »Du meinst doch nicht etwa, daß magische Kräfte hier ihre Hände mit im Spiel haben.«
»Doch, Bill, das meine ich!«
Ihre Stimme hatte dermaßen ernst geklungen, daß der Reporter keinen Widerspruch wagte und auch sein Grinsen im Keim erstickte. »Magie?« wiederholte er dann, »wieso gerade hier?«
»Seit wann ist sie auf einen Punkt oder ein Gebiet begrenzt?« fragte Sheila.
»So meine ich das nicht, obwohl du recht hast, Sheila.« Er schaute wieder auf die Wolke. Sie kam ihm nicht geheuer vor, weil sie einfach nicht zu dem blauen Septemberhimmel paßte, der noch einmal zeigte, zu was der vergangene Sommer fähig gewesen war.
Sheila strich über Bills Arm. »Du hast auch keinen Verdacht, wie?«
»Nein. Hör mal, Darling, wir sind hier, um uns zu amüsieren und nicht, um Dämonen oder Geister zu jagen!«
»Zuviel getrunken haben wir auch nicht, um uns die Wolke einzubilden, meine ich.«
»Ja, das stimmt. Sie ist existent.« Bill nickte. Dann fragte er: »Willst du hier im Haus bleiben?«
»Und du?«
Er lächelte knapp. »Ich könnte mir die Wolke mal draußen anschauen. Möglicherweise ist etwas zu spüren, ich denke an eine Ausstrahlung.«
»Du bist nicht John Sinclair und trägst kein Kreuz.«
Er verzog die Lippen. »Nicht einmal eine Pistole. Ich habe alles zu Hause gelassen.«
»Zu recht!«
Bill schaute seine Frau zweifelnd an. »Tatsächlich?«
»Hör auf, ich…« Plötzlich drehte sich Sheila auf der Stelle um.
Gleichzeitig hörten beide von draußen einen Tusch, aber das war es nicht, was sie mißtrauisch gemacht hatte. Ein anderes Geräusch war viel schlimmer gewesen.
Das Knurren…
Unheimlich und gefährlich hatte es sich angehört. Keiner der beiden wußte genau, wo es aufgeklungen war. Es konnte hinter einer der Türen geschehen sein.
Sie waren verschlossen, weiße Flächen, in der Mitte aufgelockert durch zarte Einlegearbeiten, ebenfalls in Weiß und nur genau zu

erkennen, wenn man dicht davorstand.

Dann vernahmen sie das Splittern. Eine geschlossene Tür bewegte sich in den Angeln. Im nächsten Augenblick schnellte die Klinke nach unten, als hätte jemand von der anderen Seite hart draufgeschlagen.

Dem war auch so.

Nur hatte keine menschliche Hand auf die Klinke geschlagen, es war eine Pfote gewesen, die zu einer mächtigen Bulldogge gehörte, hinter der sich ein zweites Exemplar drängte.

Bill und seine Frau wußten, daß die Hunde dem Jubilar gehörten.

Eigentlich waren es harmlose Tiere, wie der Mann versichert hatte.

Jetzt nicht mehr, sie tappten in die kleine Halle und hielten die Mäuler weit offen, wobei gelblicher Geifer an den Rändern schimmerte.

Zwei Augenpaare besaßen einen bösen Blick, das waren schon Killeraugen.

Bill und Sheila waren gemeinsam blaß geworden. Sie spürten den Druck im Nacken, wo sich ihre Haut gestrafft hatte. »Das… das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte Sheila. »Was machen wir?«

»Wir müssen uns zurückziehen.«

»Aber sie werden losrennen, wenn wir uns bewegen.«

Bill gab keine Antwort. Sheila hatte recht, aber was sollten sie, um Himmels willen, tun?

Noch blieben sie stehen und schauten zu, wie die Hunde langsam näher kamen.

Die Pfoten tappten auf dem Marmorboden, aus den Mäulern drangen knurrende Geräusche.

Dann passierte es.

An der Tür, für Sheila und Bill nicht sichtbar, war ein Gast erschienen, der die Hunde ebenfalls sah, einen Schrei ausstieß und somit für ein Startsignal sorgte.

Die beiden Doggen jagten los. In einer direkten Linie rasten sie durch die Halle und dabei genau auf die beiden Conollys zu…

***

Francis Donovan kam auf die Terrasse und hielt mit beiden Händen den matt glänzenden Champagner-Kühler fest, aus dem der Hals einer Flasche ragte. Die Gläser standen bereits auf dem Tisch. Er schenkte ein und schaute sich dabei um.

»Sie trinken doch ein Glas, Mr. Sinclair?«

»Ja, eines kann ich mir erlauben.«

Donovan lachte. »Wissen Sie, ich liebe dieses Gesöff. Es regt meinen Kreislauf an, der manchmal ziemlich im Keller ist. Vor allen Dingen bei Wetterumschwüngen.«

Francis Donovan war zweiundsechzig und gehörte zu den Menschen,

die in die Kategorie außergewöhnlich fielen. So groß wie ich, aber breiter in den Schultern, dabei sonnenbraun und mit einem Haar ausgestattet, das den Vergleich mit der berühmten Löwenmähne nicht zu scheuen brauchte. Es war weiß geworden. Er hatte es lang wachsen lassen, aber doch sehr raffiniert geschnitten, denn vorn fiel es strähnig kurz, dafür im Nacken länger, wo es sich auch im leichten Septemberwind bewegte. Donovan trug einen weißen Pullover und eine ebenfalls helle Jeans. Um seinen Hals hatte er eine Goldkette gehängt.

Wie gesagt, ein Bild von einem Mann, wären nicht die kleinen Fehler in seinem Gesicht gewesen.

Dazu gehörten die zahlreichen Wunden auf den Wangen und der Stirn, die teilweise noch nicht vernarbt waren und aussahen wie breite, rote Flecken. Dazu gehörte ferner die gespaltene Lippe, die in der unteren Hälfte ebenfalls eingerissen war. Das linke Ohr bestand im unteren Drittel nur mehr aus Knorpeln, und Donovan konnte von Glück sagen, daß er sein Augenlicht behalten hatte.

Er hob sein Glas an. Ich konnte seinen Handrücken sehen. Auch auf ihm schimmerten Narben.

»Cheers, Mr. Sinclair.«

»Ja, zum Wohle.«

Er lächelte verkrampft. »Ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind. Einige Male ist der Termin geplatzt, aber jetzt drängt die Zeit.«

Donovan lehnte sich auf seinem Gartenstuhl zurück. »Nie hätte ich gedacht, daß so etwas geschehen könnte.«

»Sie wohnen sehr schön hier.«

»Stimmt.« Donovan nickte. »Ich habe hier tatsächlich ein kleines Paradies geschaffen, in das ich mich mit meinen Freunden zurückgezogen habe. Aber es sind nicht mehr meine Freunde, und das eben ist für mich das Unbegreifliche.«

Wenn dieser Mann von seinen Freunden sprach, meinte er nicht etwa Menschen, sondern Tiere. Auch keine Hunde oder Katzen, bei ihm drehte sich alles um Vögel.

Nicht um Wellensittiche, Papageien oder Meisen, sondern um Raubvögel! Sperber, Habichte, Falken, Eulen und auch Uhus, das waren seine Spezialität, und Donovan hatte es zu hohem Ansehen gebracht. Er galt in der Branche als der Fachmann.

Er mochte die Vögel, züchtete sie und pflegte auch kranke gesund.

Man konnte ihn als Vogeldoktor bezeichnen, denn sein Gelände beherbergte eine Vogelklinik.

In der Tat kümmerte sich der Mann mit einer wahren Engelsgeduld um kranke Tiere. Er päppelte sie hoch, er machte sie gesund und übergab sie anschließend der Natur.

Und das alles auf einem Gelände, das ihm gehörte. Der Urgroßvater

hatte es gekauft, und es war in Familienbesitz geblieben. Wald, Wiesen, Hügel, zwei Bäche, die die Feuchtgebiete versorgten, eine völlig intakte Umwelt, wie Donovan versicherte, in der sich seine Vögel wohl fühlten und auch nach Beute jagen konnten. Es wimmelte von Hasen, Mäusen und anderen Tieren. Waren die Zöglinge sehr krank, ließ er sie nicht frei, sondern steckte sie in ein großes Freigehege.

Das Haus hatte der Vogelzüchter dem Gelände angepaßt. Es sah aus wie eine Mischung aus Blockhütte und Landhaus. Mauern aus Bruchsteinen, eine Terrasse aus dem gleichen Material, viel Holz, auch auf dem Dach, und alles sehr stabil, wie auch die schweren Eichenmöbel im hallenartigen Wohnraum mit dem gewaltigen Rundkamin und dem großen Fenster, das einen wunderbaren Blick in die Landschaft garantierte.

Wir hielten uns auf der Terrasse auf. Sie bildete den Mittelpunkt eines außergewöhnlichen Gartens, wo kleine Teiche, Skulpturen, steinerne Sitzplätze, zwei verschwiegene Pavillons, Stege und wild angelegte Beete wunderbar miteinander harmonierten. Dieser Garten war nicht direkt als solcher zu erkennen, er floß über in die normale Umgebung, und das hatte der Mann auch gewollt.

Nach dem ersten Schluck nickte er und setzte sein Glas ab. »Glauben Sie eigentlich an die Kräfte der Natur, Mr. Sinclair?«

»Wie meinen Sie das? An die heilenden?«

»Nein, nicht so. Ah die Natur, an alles, was Sie hier sehen und was Sie nicht sehen.«

Ich spielte mit dem Glas. Mein Blick glitt in die Weite hinein. Über einem dunklen Waldstück drehten große Vögel ihre Runden. Ein Bild des Friedens, aber deshalb war ich nicht gekommen. Es ging um andere, um gefährliche und unerklärliche Vorgänge.

»Sehen oder nicht sehen«, wiederholte ich. »Kann es sein, daß Sie besonderen Wert auf den letzten Teil des Satzes legen?«

»Das ist wahr. Gerade das, was wir nicht sehen, kann eine Gefahr darstellen.« Er räusperte sich. »Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Mr. Sinclair. In dieser Gegend geht etwas vor, das ich nicht verstehe. Hier ist einiges anders geworden.«

»Was hat sich genau verändert?«

»Wenn ich das wüßte, wäre ich schlauer. Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht. Es sieht alles aus wie zuvor, und trotzdem habe ich manchmal den Eindruck, als würden es die nicht sichtbaren Kräfte schaffen, in unsere Welt einzubrechen.«

»Wie geschah das?«

»Schauen Sie in mein Gesicht, Mr. Sinclair. Was sehen Sie dort au ßer der Haut?«

»Narben.«

»Sehr richtig – Narben. Aber die stammen nicht von einer Rasierklinge, wie man hätte annehmen können, nein, sie sind mir von meinen Vögeln beigebracht worden.«

Jetzt wunderte ich mich. »Das würde bedeuten, daß Ihre Tiere Sie angegriffen haben.«

»So ist es. Sie griffen mich an. Ausgerechnet mich, der ich so gut zu ihnen bin, sie hochgepäppelt habe, mich um ihre Krankheiten kümmerte, dafür sorgte, daß sie wieder fliegen konnten. Diese Tiere haben mich angegriffen.«

»Wann war das?«

Er nahm noch einen Schluck und schaute gegen die Rückseite seines Hauses. »Es begann vor ungefähr zwei Wochen. Zum gleichen Zeitpunkt etwa, als ich die Stimmen hörte.«

»Welche Stimmen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, John. Es waren jedenfalls Stimmen von nicht sichtbaren Personen.«

»Von Geistern?«

»Das haben Sie gesagt, und ich möchte nicht widersprechen, denn Sie sind der Fachmann. Ja, es waren Geisterstimmen, die mir erzählten, daß sich hier einiges ändern würde. Wir alle würden auf einem Gebiet leben oder in einem Land wohnen, das uns nicht gehört. Wir hätten es der Bretonin weggenommen.«

»Bretonin?« wiederholte ich. »Das hört sich nach Frankreich an. Wir aber leben in England.«

»Natürlich, das ist es ja. Der Name ist nun mal gefallen, damit muß ich leben.«

»Kennen Sie diese Bretonin, Mr. Donovan?«

»Nein, nie gesehen. Ich habe in alten Büchern nachgeblättert und bin auf diesen Begriff nicht gestoßen, das können Sie mir glauben. Wie dem auch sei, der Name jedenfalls spukt in meinem Kopf herum, und er muß gleichzeitig etwas mit den Vorfällen zu tun haben, die mich so beunruhigen, denn die Vögel fielen mich sofort an, wenn ich ihr großes Freigehege betrat. Sie stürzten auf mich zu, Mr. Sinclair. Für mich brach eine Welt zusammen, das konnte ich nicht fassen. Damit habe ich nie gerechnet. Ich war für sie wie ein Vater, sie haben mich akzeptiert, und dann erfolgte dieser unheimliche Umschwung.«

»Wie verhielten sich die freien Tiere?«

»Normal. Sie haben mich nicht attackiert.« Er schaute gegen mein Glas, sah, daß es noch über die Hälfte gefüllt war, und schenkte nur sich nach. »Sie blieben normal, sie wollten mir nichts.«

»Dann könnte es auch damit zusammenhängen, daß die anderen Tiere möglicherweise eingesperrt sind?«

Das wies Mr. Donovan entschieden von sich. »Nein, wo denken Sie hin, Mr. Sinclair? Sie müssen sich das nicht so vorstellen wie einen

Käfig. In diesem Gehege haben die Vögel soviel Platz, daß sie sich nicht gegenseitig anfallen. Er ist gewaltig, und der dünne Gitterdraht fällt einem Fremden kaum auf. Ich sage Ihnen, so etwas ist nicht normal. Da stecken andere Kräfte dahinter. Sie sind ein Mensch, der sich damit beschäftigt. Sie könnten mich möglicherweise von meinen Problemen befreien.«

Ich verzog den Mund. »Bisher ist alles Theorie, Mr. Donovan.«

»Sie glauben mir nicht?«

»Das habe ich nicht gemeint. Es fällt mir nur schwer.« Ich runzelte die Stirn. »Es gibt natürlich Dinge, über die man sich intensiver unterhalten sollte. Ich müßte mir die Vögel anschauen und muß Ihnen gleich dazu sagen, daß ich ein Laie bin, was dieses Gebiet angeht.«

Er leckte mit einem schnellen Zungenschlag einen Champagnertropfen von der Lippe. »Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Mr. Sinclair. Vielleicht denken Sie dann anders darüber.«

»Bitte.«

»Wenn ich angegriffen wurde, geschah das zwar innerhalb des Freigeheges, aber es passierte noch etwas. Wie aus dem Nichts war eine dunkle Wolke gekommen. Sie erinnern sich an diesen Sommer, dessen Ausläufer wir jetzt erleben. Wie oft hatten wir strahlendes Wetter. Es war einmalig. Die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel und dann…« Seine Augen weiteten sich, und er bewegte beide Arme, als wollte er mir den Umriß der Wolke nachzeichnen.

»Dann kam sie. Sie war einfach da, völlig motivationslos. Sie schwebte über uns, und die Vögel drehten durch.«

Ich hatte ihm sehr genau zugehört, fragte dennoch kurz nach.

»Das geschah, als die Wolke kam? Sonst nicht?«

»Richtig.«

Ich holte tief Luft. »Wissen Sie, Mr. Donovan, ich glaube ihnen zunächst einmal.«

»Mein Gesicht ist der Beweis, Mr. Sinclair!«

»Ja, ja, ich habe auch nichts gesagt, aber ich möchte Sie fragen, wann die Wolke kam? Haben Sie einen zeitlichen Rhythmus feststellen können? Konnten Sie da etwas nachvollziehen?«

»Nein, leider nicht. Die Wolke kam und ging, wie sie wollte. Ich habe nichts nachvollziehen und auch nachrechnen können. Das ist es eben, sonst hätte ich bei Ihnen schon mit anderen Informationen aufwarten können.« Er strich durch sein Haar. »Ich würde vorschlagen, daß wir uns das Gehege gemeinsam anschauen.«

»Ja«, dehnte ich, »nicht schlecht.«

»Und Sie haben keine Furcht?«

»Vor den Vögeln?«

»Nein, vor der Wolke. Die Tiere sind harmlos, die tun Ihnen und mir bestimmt nichts.«

Ich stand auf und blickte zum blauen Himmel. »Sehen Sie etwas, Mr. Donovan?«

»Darauf würde ich mich an Ihrer Stelle nicht verlassen. Die Wolke ist urplötzlich da, unheimlich schnell.«

»Haben Sie denn bei ihrem Erscheinen etwas gespürt, Mr. Donovan? Hat sich da was verändert?«

»Wieso?«

»Ich meine in der Umgebung. Nicht sichtbar verändert, aber es gibt gewisse Dinge, die kann man fühlen. Man spürt sie, sie kribbeln. Man weiß, daß etwas anderes vorhanden ist. Eben Veränderungen, über die Sie mit mir gesprochen haben.«

»Nein oder ja. Wenn ich etwas spürte, war es zu spät. Ich hatte das Gefühl, als wäre die Luft aufgeladen. Elektrisch, als stünde sie plötzlich voller Strom.«

»Verstehe.«

»Ich will Ihnen eines sagen. Wenn wir das Gehege betreten, kann es durchaus sein, daß die Wolke erscheint und wir vor den Angriffen der Vögel flüchten müssen.«

»Nun ja, wir werden es merken.«

»Okay.« Er deutete zum Haus hinüber. »Ich gehe nur und hole den Schlüssel.«

»Klar.«

Hinter einem Bambusbusch war er bald verschwunden und hatte mich in der spätsommerlichen Stille zurückgelassen, so daß ich nachdenken konnte.

War es eine Finte, oder hatte er recht mit seinen Behauptungen und Erlebnissen?

Ich war auf Drängen meines Chefs, Sir James, losgefahren, um mit dem Mann zu reden.

Francis Donovan hatte schon einige Male beim Yard interveniert.

Zudem besaß er einige Beziehungen in gewisse Kreise, mit denen er wohl auch verwandtschaftlich verbunden war. Ich hatte mich breitschlagen lassen und war losgefahren.

Außerdem wollte ich mir keinen Vorwurf machen lassen, etwas versäumt zu haben. Wie es aussah, hatte Donovan tatsächlich Ungewöhnliches erlebt. Ob allerdings eine finstere, dämonische Macht dahintersteckte, mußte sich erst noch herausstellen.

Was Raubvögel und deren Attacken anging, da war ich natürlich skeptisch. Ich konnte mir vorstellen, daß sie auch attackierten, wenn keine andere Kraft dahintersteckte, aber ich war Laie und hatte mir vorgenommen, den Fall so objektiv wie möglich anzugehen.

Francis Donovan kam zurück. Er hatte nicht nur die Schlüssel geholt und sie mit einem kleinen Karabinerhaken am Gürtel festgeklemmt, er hielt auch zwei Handschuhe fest, wobei er mir einen überreichte. Es

waren die dicken Lederhandschuhe mit den langen Stulpen, die ich über die linke Hand streifen sollte.

Er lächelte knapp. »Es kann durchaus sein, daß einer der Vögel Sie sich als Landeplatz aussucht.«

»Meinen Sie?«

»Man kann nie wissen.«

Ich streifte den Handschuh über. Das Leder war sehr hart, die Finger konnte ich kaum bewegen.

»Gehen Sie vor, Mr. Donovan. Sie kennen den Weg.«

»Durch den Dschungel«, grinste er. »Ich habe hier einen Garten geschaffen, auf den ich stolz bin. Interessieren Sie sich für Gärten, Mr. Sinclair?«

Ich wollte ihn nicht beleidigen und sagte: »Nur bedingt, Mr. Donovan. Wissen Sie, ich lebe in einer kleinen Wohnung, dazu in einem Hochhaus. Da kann ich von einem Garten nur träumen.«

»Schade. Ich bin der Meinung, daß Gärten beruhigen. Diese Landschaft ist einmalig, auch wenn sie künstlich wirkt. Aber man muß sie so herrichten, daß alles aussieht, als wäre es natürlich gewachsen.«

Ich konnte mich sehr bald von seinen Worten in der Praxis überzeugen. Das Gelände war tatsächlich ein kleines Paradies, wenn ich es mit seinen Augen ansah.

Viel Stein, hohes Gras, Bodendecker, Korkenzierakazien. Essigbäume, deren Blätter schon eine satte violette Färbung zeigten, dazwischen die hellen Steine oder die kleinen Treppen, die zu den Übergängen führten.

Wir überquerten auch einen breiten Steinweg, der als Zufahrt diente. Mein Rover parkte weiter unten. Ich war zu Fuß hochgekommen.

Dann sah ich das Gehege. Allerdings erst, als mich Donovan darauf aufmerksam gemacht hatte, denn das grüne, dünne Drahtgeflecht paßte sich der Umgebung an.

Die Vögel hielten sich verborgen. Erst als wir dichter herantraten, flatterten zwei von ihnen hoch, die im Geäst eines Baumes gesessen hatten.

»Das sind zwei Falken«, erklärte mir Donovan. »Schauen Sie sich die Tiere an. Sind sie nicht toll?«

Ich nickte, denn ich war überzeugt worden. Die Vögel bewegten sich mit einer schon klassischen Eleganz durch die Luft und verschwanden in einem heckenähnlichen Gebilde innerhalb des Geheges, wo sie meinen Blicken verborgen blieben.

Die große Tür besaß ein Vorhängeschloß, in dem Donovan den Schlüssel zweimal drehte. Dann war offen.

»Gehen Sie vor«, sagte ich.

»Klar.« Er deutete auf meinen Handschuh. »Er darf nicht zu locker sitzen.«

»Nein, nein, das ist schon gut.«

»Okay, dann können wir.« Er tauchte als erster in den »Käfig«, wartete, bis ich ihn passiert hatte, und schloß schnell die Tür wieder.

Hier war das Gehege noch relativ niedrig, aber es stieg an, so daß weiter hinten sogar Bäume wachsen konnten.

Wohl fühlte ich mich nicht, weil ich den Eindruck bekam, von allen Seiten beobachtet zu werden. Runde, große Vogelaugen starrten in unsere Richtung. Sie glotzten aus Lücken hervor und hielten sich zwischen Blättern verborgen.

Als ein Vogel hochflog, schreckte ich zusammen. Der Sperber huschte dicht über unseren Köpfen hinweg. Ich spürte noch den Windzug seiner vorbeihuschenden Flügel.

Donovan winkte ab. »Keine Sorge«, sagte er, »daran werden Sie sich schon gewöhnen können.«

»Ich muß es.«

»Richtig.« Er deutete auf eine grün gestrichene Bank. »Kommen Sie, das ist ein schöner Platz.«

Die Bank stand günstig. Wir konnten tief ins Gehege hineinschauen und die Tierwelt beobachten. »Sie ist übrigens mein Lieblingsplatz«, erklärte der Vogelkundler.

»Wie ernähren Sie die Tiere hier?«

»Ich gebe ihnen lebendige Nahrung. Sie wissen ja, Mäuse, Kaninchen und so weiter.«

Er ging vor, redete und schaute dabei zurück, bis er so abrupt stehenblieb, daß ich fast gegen ihn gelaufen wäre.

»Was ist denn?«

Ich hörte ihn stöhnen, dann sprechen. »Verdammt noch mal, das ist doch unmöglich.«

»Wie bitte?«

Er trat zur Seite, damit ich mir selbst ein Bild machen konnte; ich sah die toten Körper.

Drei tote Raubvögel lagen in unmittelbarer Nähe. Sie wiesen äußerlich keine Verletzungen auf, sahen nur aus, als hätten sie sich kurz vor dem Ableben noch aufgeplustert.

Donovan drehte sich um. Er hatte viel von seiner gesunden Gesichtsfarbe verloren. »Wieso?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Das müssen Sie wissen, Sie sind der Fachmann, Mr. Donovan.«

»Hier nicht.« Er hob das rechte Bein an und drückte mit der Fußspitze gegen den Körper.

Kaum hatte er ihn berührt, da geschah es.

Der Vogel zerrieselte vor unseren Augen zu Staub…

***

»Weg, Sheila!«

Bills Stimme peitschte hoch zu einem schrillen Diskant und hallte durch den kahlen Raum.

Trotz seiner schnellen Warnung wäre es für Sheila zu spät gewesen, das sah Bill rechtzeitig genug. Er warf sich gegen seine Frau und riß sie von den Beinen.

Beide schlugen auf den Boden, während ihnen ein heiseres Fauchen und ein mörderisches Knurren entgegenschlugen. Bill drehte sich und sah für einen Sekundenbruchteil ein Bild des Schreckens, während er neben Sheila auf dem Rücken lag.

Die Doggen hetzten mit gewaltigen Sprüngen heran. Er konnte direkt gegen sie schauen. Sie bestanden nur aus Maul, hatten die Schnauzen weit aufgerissen, während ihre Pfoten auf den glatten Boden hämmerten, sie hin und wieder ausrutschten, bevor es ihnen gelang, sich durch harte Sprünge in die Höhe zu schnellen.

Noch zweimal, dann waren sie bei dem Reporter.

Die Dogge jagte auf ihn zu. In einem Halbbogen wuchtete sie ihren schweren Körper durch die Luft. Sie wollte ihre Zähne in das Hindernis Bill Conolly schlagen, und dem Reporter blieb nur eine Chance. Er riß die Beine hoch.

Die Dogge kam wie ein gewaltiger Stein, und Bill schnellte die Beine im richtigen Moment wieder vor, so daß er den Unterkörper des Tiers erwischte.

Zum erstenmal bekam er mit, welch ein Gewicht die Dogge auf die Waage brachte. Sie war so schwer, daß Bills Beine einknickten.

Mit einem gewaltigen Schrei verschaffte er sich Luft und mobilisierte weitere Kräfte.

Hoch stieß er das Tier, das über ihn hinwegflog. Schaum löste sich aus dem Maul, er erwischte Bills Gesicht wie ein angefeuchteter Wattestreifen, dann war die Gefahr vorerst gebannt. Hinter dem Reporter klatschte das Tier auf, rutschte auf dem glatten Boden weiter und heulte, als hätte es einen Tritt bekommen.

Bill sprang in die Höhe, weil er an den zweiten Hund dachte. Der aber war vorbeigerannt, er hatte sich auch nicht um Sheila gekümmert, sondern wartete am Ausgang mit zitternden Flanken und wie unter Strom stehend.

Die erste Dogge drehte sich um.

Bill bekam eine Gänsehaut, als er erkannte, mit welch einem Blick ihn das Tier anstarrte. Der war grauenhaft, in den Augen leuchtete der Tod, der Wille, alles daranzusetzen, Menschen zu töten.

Auch Sheila war wieder auf die Beine gekommen. Bill drückte sie zur Seite und sorgte dafür, daß sie sich hinter ihm aufstellte. Doch Sheila wollte nicht.

Sie lief dorthin, wo auf einer Holzbank eine hohe Vase stand. Egal ob

wertvoll oder nicht, es kam jetzt darauf an, Waffen zu finden, mit denen man sich verteidigen konnte.

Bill riß ihr die Vase aus der Hand.

Genau noch rechtzeitig, denn die Dogge kam wieder. Bills Vorteil war der glatte Boden. Der Hund rutschte einige Male zur Seite weg, und der Reporter nutzte es aus, indem er vorsprang und die Vase nach unten schmetterte.

Sie erwischte den Hund, seinen Körper, den Schädel. Sie krachte entzwei, und Bill sah, wie der Körper anfing zu zittern, bevor er zusammenbrach. Der Hund jaulte auf. Er wälzte sich um die eigene Achse, schlug mit den Läufen, fand aber keinen Boden, in den er sich hätte festkrallen können. Dann wuchtete er sich wieder hoch und bewegte sich taumelnd auf den Ausgang zu, wo sein Artgenosse bereits auf ihn wartete.

Bill sprang über die Scherben hinweg. Sheila umging sie und zerrte am Arm ihres Mannes. »Wo willst du denn hin?«

»Nach draußen, die anderen warnen.«

»Nein, die…«

Beide Doggen verschwanden durch die offene Tür. Die Conollys schauten ihnen aus großen Augen nach. Sheila hatte die Hände gegen ihre Wangen gepreßt, sie ahnte, daß die mordgierigen Bestien draußen ein Blutbad anrichten konnten, sprach aber indirekt darüber, indem sie die dunkle Wolke erwähnte.

»Ja«, sagte Bill nickend. »Sie wird es sein. Sie und keine andere, verdammt.«

»Sollen wir…?«

»Klar, gehen wir raus, klar.«

Sie hatten den Ausgang kaum erreicht, als sie die ersten Schreie aus dem Garten hörten. Und nicht nur sie. Die beiden Doggen mußten wie ein Sturmwind über den Platz fegen, wo die Party stattfand.

Es spielte keine Musik mehr, dafür hörten sie, wie Tische umkippten, Gläser zersprangen und Flaschen zerplatzten.

Sie liefen hin. Sheila hatte die Hand ihres Mannes umklammert, aber sie machten nicht den Fehler, zu den anderen zu stürmen. An der Schloßecke blieben sie stehen und kletterten dann auf zwei alte kantige Steine, um einen besseren Blick zu bekommen.

Einen idealeren Punkt hätten sie sich für ihre Beobachtungsposten nicht aussuchen können. Fast die gesamte Gartenfläche lag vor ihnen. Sogar das gelb-weiß gestreifte Stoffdach des Partyzeltes konnten sie erkennen, aber das war nicht wichtig. Sie interessierten sich für die Gäste, die nicht weit vom Pool entfernt standen, und wirkten wie eine zusammengetriebene Horde von Lämmern, denn das hatten die beiden Doggen tatsächlich geschafft. Die Angst der Menschen war derart gewachsen, daß sich keiner mehr rührte.

Und die Doggen bewegten sich vor der Schar hin und her. Wenn der eine Hund nach rechts ging, schritt der andere nach links. Sie hatten ihre Köpfe gedreht und starrten die Gäste an.

»Sie greifen nicht ein«, flüsterte Sheila. »Kannst du mir den Grund verraten?«

»Noch nicht.«

»Es ist die Wolke, Bill, die verfluchte Wolke. Sieh doch!« Sheila hob den rechten Arm und deutete schräg in den Himmel. »Schau sie dir genau an. Sie… sie steht direkt über dem Grundstück!«

Das sah Bill auch so. Und er konzentrierte sich auf das dunkelgraue Gebilde, das eine kompakte Form angenommen hatte, an den Rändern allerdings leicht zerfaserte.

Der Reporter besaß gute Augen. Was er jetzt allerdings sah, wollte er nicht glauben und hielt es für eine Täuschung.

Doch Sheila belehrte ihn eines Besseren. »Bill… in der Wolke, da ist eine Gestalt.«

»Ja«, hauchte er, »die sehe ich auch…«

Sheilas Blick bekam etwas Starres. Es war ihr anzusehen, wie sie nachdachte. Die Frage zeichnete sich fast auf ihrem Gesicht ab. »Wer kann das sein?« Sie sprach mehr zu sich selbst.

»Ich weiß es nicht, verdammt. Ich weiß es wirklich nicht. Die kommt mir vor wie eine Botschafterin.«

»Botschafter werden geschickt – und sie?«

Bill hob die Schultern. »Frag mich doch nicht, Mädchen, ich weiß es auch nicht. Ich habe keine Ahnung. Vielleicht sagt sie es uns selbst.« An seine Worte hatte Bill nicht geglaubt, doch er wurde eines Besseren belehrt.

Die Wolke schwebte schon längst nicht mehr weiter. Wie von Fäden gehalten, hing sie über dem Partygarten. Im Innern stand noch immer die Gestalt, umspielt von den Schwaden, die sie berührten, an ihr hochflossen oder sie nach vorn drängten. Die Gestalt schien aus dem Hintergrund an den Rand der Wolke geschoben zu werden und wurde dabei nicht nur von zahlreichen Menschenaugen beobachtet, auch die beiden Doggen standen unbeweglich und schauten zu.

Sheila gab als erste einen Kommentar. Zunächst lachte sie, dann sprach sie flüsternd die Worte. »Bill, sag mir, daß ich träume, daß es nicht wahr ist.«

Bill stieß den Atem so laut aus wie ein Dampfkessel den Überdruck. »Du träumst nicht, Sheila! Das ist tatsächlich eine Frau!«

Und wie sie kam. Sie drückte den rechten Fuß vor, als wäre das vordere Ende der Wolke eine Treppe, deren letzte Stufen sie noch zu nehmen hatte.

Dann trat sie hinaus, und jeder konnte sie sehen. Kommentare hätten aufklingen müssen, nur traute sich keiner der Gäste, etwas zu sagen.

Die Person hatte alle Menschen voll in ihren Bann geschlagen. Sie war da, und sie beherrschte die Szene wie eine Königin.

Diese Frau war es nicht gewohnt zu verlieren.

Sheila hatte sich soweit gefangen, daß sie wieder reden konnte.

»Bill, das ist nicht wahr. Kennst du sie?«

»Unsinn.«

»Ich habe das Gefühl, als würde sie uns anstarren, nur uns.« Sheila zwinkerte mit den Augen.

Ihr Mann schwieg. Das Gefühl hatte er ebenfalls, nur wollte er nicht mehr reden, denn die Person strahlte etwas aus, das er weder begreifen noch beschreiben konnte.

War es ein Ungeist?

Nein, das wäre falsch gewesen. Es war etwas, wie es nur Königinnen oder Herrscherinnen an sich hatten. Eine Aura, ein Flair, der große Sieg war ihrer.

Und noch etwas kam hinzu. So wie sie sah man einfach nicht aus.

So zog sich kaum ein Mensch an, nicht der verrückteste, denn von einer Kleidung konnte man bei ihr kaum sprechen.

Das Gesicht mit dem wilden Ausdruck zeigte schrägstehende Katzenaugen, eine feine Nase und einen vollen Mund, der trotzdem einen verkniffenen Zug besaß. Hochstehende Wangenknochen wurden von den Spitzen einer wilden Haarmähne umschmeichelt, die selbst den Hals der Frau einrahmte wie ein Schal. Das Haar war grau, gelb und blond. Ein Mischmasch aus Farben und Strähnen. Sie trug eine grün-graue Kleidung, wo der Ausschnitt des Oberteils dermaßen weit aufklaffte, daß beide Brüste ins Freie drängten. Die Hose lag eng an, genau wie die Stiefel. Sie konnte sich sehr geschmeidig bewegen, da störte nichts.

Von den Schultern bis zu den Ellbogen waren die Arme nackt. Die Hände zeigte sie nicht, denn lange Stulpenhandschuhe bedeckten sie, die Ränder hörten erst dicht unter den Ellbogen auf, wo auch düstere Tätowierungen zu sehen waren. Der Reporter glaubte, eine Schlange erkennen zu können. Bänder umhingen schräg den Körper in Schulterhöhe. Sie waren mit dünnen Ringen aus Metall geschmückt, aber das Schlimmste an ihr war die gefährlich aussehende Waffe.

Ein Säbel mit schmaler, leicht gekrümmter Klinge, deren langen verschnörkelten Griff sie mit beiden Händen umklammert hatte. Die Klinge selbst gab einen matten Glanz ab, in den allerdings dünne, zittrige Blutfäden hineinliefen, die auf dem Metall ein makabres Muster hinterlassen hatten.

Man hätte meinen können, daß dieses Blut von Menschen stammte, möglicherweise auch von Tieren, so genau war es nicht zu erkennen. Aber die roten Streifen sagten eigentlich genug.

Und sie schwebte nieder. Völlig geräuschlos, in das Staunen der

Menschen hinein.

Keiner sagte etwas. Die Doggen gaben als einzige einen Kommentar ab. Sie hatten sich gegen den Boden gedrückt und winselten, als wollten sie eine Herrin begrüßen und sie gleichzeitig darum bitten, nicht getötet zu werden.

Die Unbekannte schwebte tiefer, bis sie noch einmal ihr Bein ausstreckte und mit dem rechten Stiefel zuerst den Boden berührte. Das linke Bein zog sie nach und stellte es dann neben das rechte, wobei es kaum einen Zwischenraum zu ihren Füßen gab.

Sie stand da, das Schwert halb erhoben, die Arme etwas ausgestreckt, und sie sagte nichts.

Schließlich bewegte sie den Kopf um eine Idee nach vorn, so daß sie auf die Hunde schauen konnte.

Ein Blick reichte – die Tiere verstummten.

Die Stille war beinahe absolut. Sie kam den Menschen bedrückend vor. Kein Zuschauer wagte es, einen Kommentar abzugeben. Die Gesichter waren einzig und allein dieser fremden, wilden Person zugewandt, die aus der Wolke gestiegen war wie eine Kämpferin von der Kinoleinwand.

Und sie schaute die Menschen an. Jeder einzelne mußte das Gefühl haben, von ihrem Blick genau seziert zu werden, bis auf die beiden Conollys, die in einer relativ guten Deckung standen, aber trotzdem etwas von der wilden Aura dieser Person spürten.

Wer konnte das sein?

Unausgesprochen stand die Frage in den Gesichtern der Gäste zu lesen. Eine Frau aus der Wolke, aus dem Nichts, aus der Hülle. Eine Kriegerin, vielleicht entlassen aus einem sehr fernen Reich, in dem andere Gesetze herrschten als in der normalen Welt.

Noch stand sie da, möglicherweise weidete sie sich an der Furcht der Menschen. Wieder verstrich Zeit, bis sie sich mit einem Ruck in Bewegung setzte und anfing, vor den Gästen auf- und abzugehen.

Dabei sank die lange Klinge der Waffe nach unten. Die Spitze berührte den Boden und kratzte über ihn hinein.

Viele Zuschauer bekamen eine Gänsehaut, als sie das hörten, was diese wilde Person nicht störte. Ihr starrer Blick blieb auf die Gäste gerichtet, und das Grün ihrer schrägstehenden Augen funkelte wie geschliffenes Glas.

Plötzlich blieb sie stehen, drehte sich mit einer wilden Bewegung herum. Ihre langen Haare flogen. Sie selbst sah aus, als wollte sie jeden Augenblick in die Wolke hineinspringen, aber sie blieb mit den Beinen auf dem Boden.

Sie schaute nur…

Hart, gnadenlos. Wie Dolche waren die Blicke, das bemerkten auch Sheila und Bill.

»Die hat etwas vor«, flüsterte Sheila. »Die hat wirklich eine Botschaft zu vermelden, ich spüre es.«

»Das scheint mir auch so.« Bill hatte die Worte kaum gesprochen, als die Fremde ihren Mund öffnete und mit einer Stimme sprach, die nicht direkt weiblich, aber auch nicht männlich klang. Von der Tonlage her lag sie irgendwo dazwischen.

»Ich bin gekommen, ich bin zurückgekommen, um euch hier eine Botschaft zu vermelden. Lange hat es gedauert. Ich habe aus meiner Welt versucht, die Nachricht zu euch hinüberzugeben, aber mir hat niemand gehorcht. Keiner wollte auf mich hören. Deshalb sage ich es laut und deutlich. Ich bin Gwenola, der weiße Engel, wie es heißt. Man nennt mich auch die Bretonin. Dieses Land ist mein Land, hört ihr? Das ist mein Land, und ich lasse es mir nicht wegnehmen. Ich bin gekommen, um es zurückzuholen. Das ist mein Land! Es gehört mir, der Bretonin!«

Zur Unterstreichung ihrer Worte bewegte sie blitzschnell die Säbelklinge. Das Metall pfiff durch die Luft, als wollte sie es in mehrere Teile zerschneiden.

War das ihre Botschaft? War sie deshalb nur gekommen, um es bekanntzumachen?

Bill konnte es kaum glauben, seine Frau ebenfalls nicht. Sie schauten sich an, Unverständnis in den Augen, und Sheila hauchte: »Verstehst du das?«

»Kaum.«

»Ich meine, daß sie noch nicht fertig ist«, erklärte der Reporter leise. »Ich kann mir gut vorstellen…«

»Psst!«

Bill hielt den Mund, denn Gwenola redete weiter. »Ich habe euch gesagt, daß es mein Land ist. Ja, es ist mein Land. Damit müßt ihr fertig werden. Ich will euch sagen, daß ich es mir zurückhole. Die Bretonin wird wieder hier herrschen, wie es schon einmal vor langer Zeit gewesen ist. Deshalb geht weg. Flieht aus diesem Gebiet, wenn euch euer Leben lieb ist. Flieht…«

Sie sprach die Worte wild aus und hielt auch die Säbelklinge nicht still. Ihre grünen Augen funkelten dabei wie Steine, gegen die das Sonnenlicht gefallen war. Deshalb sahen sie aus, als würden sie Blitze ausstoßen. Jeder einzelne fühlte sich von dieser Rede getroffen.

Man konnte sagen, was man wollte, aber Gwenola hatte die Menschen kalt erwischt. Die Gäste gehörten allesamt zu denen, die nicht auf den Kopf gefallen waren, die es auch verstanden, sich durch Worte und Argumente zu wehren, die aber fehlten ihnen hier. Die Bretonin beherrschte die Szene vollkommen.

Ein Weib, das man mit dem Begriff wild und grausam umschreiben konnte. Eine Person, der es gelungen sein mußte, sich in einer

anderen, menschenfeindlichen Welt durchzusetzen, womöglich gegen eine Übermacht von Feinden. Für sie waren Menschen Spielzeuge, die nahm sie nicht ernst, die schaffte sie sich vom Hals.

Die beiden Doggen hatten sich erhoben und eng gegen ihre Beine gedrückt. Mit der Säbelspitze streichelte sie ihr Fell. Die Hunde hielten still. Sie hätte die Waffe auch durch die Körper rammen können, ohne daß die Tiere reagiert hätten.

»Ich will euch noch etwas sagen, ihr Menschen! Schaut euch die Hunde an. Seht ihnen in die Gesichter. Sie gehorchen mir. Ich weiß genau, wie ich mit ihnen umzugehen habe. Ich bin die Herrin über lebende und tote Tiere. Wenn ich will, werden sie in Horden über euch herfallen und euch zerreißen oder zerbeißen. Ich beherrsche die Vögel des Himmels, aber auch die Kadaver unter der Erde. Ich, die Bretonin, bin in mein Reich zurückgekehrt, um hier zu herrschen. Und ihr werdet gehen. Ich gebe euch die Möglichkeit, zu verschwinden. Lauft, rennt, fahrt. Ich will euch nicht mehr sehen. Wenn euch euer Leben lieb ist, dann verlaßt diesen Ort, der für euch tödlich werden kann.«

Jeder hatte die Worte gehört. Sie waren an ihnen nicht abgeprallt, aber noch standen sie da, taten nichts und starrten nur in das wilde Gesicht der Frau.

Gwenola schüttelte ungeduldig den Kopf. »He, habt ihr nicht gehört? Geht!« brüllte sie. »Macht, daß ihr fortkommt. Ihr habt hier nichts mehr zu suchen!« Sie unterstrich ihre Worte mit wilden Säbelbewegungen, die Klinge tanzte vor ihren Augen. »Soll euer Blut meine Waffe ebenfalls noch benetzen? Wollt ihr das, verflucht?«

Diese Drohung reichte aus. Plötzlich hatten sie es alle sehr eilig. Einige Männer drehten zuerst ab. Sie ließen alles liegen und stehen, und auch die Musiker kümmerten sich nicht um die Instrumente.

Flucht war angesagt.

Nur einer wollte es nicht so recht wahrhaben. Ausgerechnet Ronny, der Mann, den Bill aus seiner Studienzeit her kannte. Daß er bisher den Mund gehalten hatte, mußte ihn eine ungeheure Überwindung gekostet haben. Nun war der Damm des Schweigens gebrochen. Mit einer wütend wirkenden Bewegung löste er sich von seiner Begleiterin im roten Hosenanzug, die ihn noch zurückhalten wollte, aber ins Leere griff und seinen Weg nicht mehr aufhalten konnte.

Er ging auf die Bretonin zu.

»Meine Güte, der ist wahnsinnig!« flüsterte Bill. »Der ist verrückt geworden.«

»Willst du ihn nicht aufhalten?«

»Wir sind zu weit weg, Sheila.«

Ronny ging weiter. Auf seinem Gesicht lag ein dümmliches Grinsen, wie man es öfter bei Menschen erlebte, die nicht mehr Herr ihrer

Sinne waren. Dann leckte er über seine Lippen und ignorierte auch die Stimme der Begleiterin.

Die junge Frau stand in einer Haltung auf dem Boden, als wüßte sie nicht, ob sie verschwinden oder hinrennen sollte. Sie wartete einfach ab, die Hände geballt und den Blick auf den Rücken ihres Begleiters gerichtet.

Die anderen Gäste kümmerten sich nicht um die beiden. Sie hatten längst ihre Wagen erreicht. Hinter Bill und Sheila röhrten die Motoren auf, als wollten sie nur das eine.

Die Stille zerreißen!

Und Ronny lachte. Leicht schwankend hatte er sich vor der Bretonin aufgebaut. Das Gesicht vom Alkohol gerötet, nicht mehr Herr seiner Sinne, aus verhangenen Augen über die Gestalt der Frau schauend. »Gut siehst du aus, Süße, wirklich gut. Dein Körper ist einmalig, den möchte ich mal ausprobieren.«

Sie schüttelte leicht den Kopf. Das Haar geriet dabei ins Zittern.

»Gehen Sie, ich habe es Ihnen doch gesagt.«

»Willst du nicht mit?« Er grinste schief und streckte seinen rechten Arm aus, um sie anzufassen.

»Rühr mich nicht an!« Ihre Stimme klang dermaßen schrill, daß Ronny zusammenzuckte.

»He, Süße, was…«

Da schlug sie zu. Blitzartig bewegte sich die Waffe. Sheila, die es mit ansehen mußte, preßte ihre Hand auf den Mund, so war nur der Schrei der Frau im Lederanzug zu hören, der wie eine Sirene ertönte.

Und dieser Schrei mischte sich in einen zweiten, ausgestoßen von Ronny, den nämlich hatte die Klinge erwischt. Es war schon ein kleines Kunstwerk, das sich auf seinem Körper abzeichnete.

Es begann an der Stirn, dicht unter dem Haaransatz. Der rote, dünne Blutfaden verfolgte ihn über den Nasenrücken hinweg, hatte die Lippe gespalten und fand am Hals seinen Weg, genau in das offene Hemddreieck hinein, wo es einen roten Streifen innerhalb des Brusthaares hinterlassen hatte.

Ronny stöhnte nicht einmal. Wahrscheinlich war die Überraschung stärker gewesen als seine Schmerzen.

Er stand nur da, diesmal breitbeinig, glotzte die Frau an und verzog die Mundwinkel.

Sie tippte ihn mit der Spitze an. Sie hatte ihr Ziel genau auf seiner Gürtelschnalle gefunden.

»Willst du gehen?«

Er öffnete den Mund, um sie anzusprechen, dann stöhnte er plötzlich auf. Augenwasser färbte seine Pupillen schwammig. Erst jetzt merkte er den Schmerz und fing an zu schreien. »Verdammte Schei ße, du hast mich erwischt. Ich bin verletzt! Du hast mich fertiggemacht, du…

du …« Er taumelte zurück, wischte durch sein Gesicht und verschmierte den dünnen Faden, so daß die Haut einen rotfarbenen Ton bekommen hatte. Er sah aus, als würde er eine Maske tragen.

Seine Frau riß ihn an sich und zog ihn herum. »Zum Auto, Ronny, wir müssen zum Auto.«

Hart zerrte sie ihn weiter, schaute dabei zurück. Die andere schrie derweil: »Laßt euch nie mehr bei mir blicken, wenn euch euer Leben noch etwas bedeutet. Und denkt daran, ich hätte euch töten können. Ich tat es nicht, doch von nun an kenne ich keine Gnade mehr.«

Diese Drohung hatten auch die Conollys verstanden. »Was ist, wenn sie uns findet?« hauchte Sheila.

»Denk darüber nicht nach.«

»Und die Hunde?«

»Hör auf, Sheila! Verhalte dich ruhig, vielleicht kommen wir dann günstig davon.«

Es sah so aus, als sollten sie es schaffen, denn Gwenola drehte sich um und schaute hoch zu der Wolke, die unbeweglich über ihr stand, als hätte sie nur auf sie gewartet wie ein Transportmittel.

Die Bretonin streckte ihr den waffenlosen Arm entgegen. Eine befehlende Geste, die von der Wolke verstanden wurde, denn sie senkte sich herab und umfing sehr bald die Gestalt der Frau.

Die Umrisse verschleierten. Bill und Sheila konnten sehen, wie die Wolke in die Höhe stieg und die Frau mitnahm, als hätte sie dort immer gestanden.

Zurück blieben die beiden Doggen…

Noch einmal fürchteten sich die Conollys, als die Hunde den Weg zurückrannten. Sie rechneten damit, von den Tieren angegriffen zu werden, was nicht geschah, denn die Veränderten huschten an ihnen vorbei und tauchten dort hinein, von wo sie auch gekommen waren.

Das Haus schluckte sie.

Zurück blieben Sheila und Bill. Es dauerte etwas, bis sie ihr Versteck verließen und sich an den eigentlichen Ort des Geschehens begaben, wo nichts mehr so aussah, wie es einmal gewesen war. Dort herrschte das absolute Chaos.

Sie zertraten Glas, sie stampften durch die Reste des kalten Büfetts und stellten zugleich die Frage.

»Ist das was für John Sinclair?«

Bill nickte. »Und ob. Wir werden ihm Bescheid geben.« Er schaute gegen den Himmel.

Weit, blau und wolkenlos spannte er sich über ihre Köpfe. Von einer düsteren Wolke sahen sie nichts.

Der Besuch hatte gewirkt wie ein Traum, doch beide wußten, daß er eine verdammte Realität gewesen war.

Sheila überkam der Eindruck, daß es im September ebenso kalt sein

konnte wie im tiefsten Winter. Sie fror. Selbst Bill, der seinen Arm um sie legte, konnte sie nicht wärmen, denn die Bretonin hatte die Kälte des Todes zurückgelassen…

***

»Staub, Mr. Sinclair, Staub.« Francis Donovan war so aschig im Gesicht geworden, wie die Reste der Vögel aussahen. Er hatte die beiden anderen auch zertreten. »Sagen Sie es mir, sagen Sie es! Jetzt sind Sie an der Reihe, Sinclair!«

Das war ich, aber ich hatte keine Erklärung. »Eine Frage möchte ich Ihnen zuvor stellen, Mr. Donovan.«

»Bitte.«

»Diese Vögel waren gestern noch normal gewesen. Völlig normal, meine ich.«

Er glotzte mich an. »Und ob die normal gewesen sind. Das waren völlig gesunde Tiere, Sinclair.« Donovan strich durch seine Löwenmähne. »Ich begreife es nicht. Aber es muß mit den Stimmen zusammenhängen. Hier geht etwas vor, Sinclair.«

»Und was war mit der Wolke?«

Schwerfällig wie ein Greis ließ er sich auf die Bank fallen. »Auch sie, Sinclair, auch sie. Hier ist einiges in Unordnung geraten. Ich habe Sie nicht grundlos kommen lassen. Wenn sich ein Fremder in mein Gehege verirrt und sich umschaut, wird er mich anstarren, den Kopf schütteln und mich vielleicht auslachen, wenn ich ihm das sage. Aber dem ist nicht so. Ich meine, es ist schon etwas vorhanden, das kann ich Ihnen sagen. Wie können die Vögel zu Staub zerfallen, wie?« Er hob seine Arme, bevor er sie sehr langsam wieder sinken ließ. »Haben Sie eine Erklärung dafür, Mr. Sinclair?«

»Noch nicht«, gab ich zu. »Vielleicht machen Sie sich von mir falsche Vorstellungen. Ich bin weder Zauberer noch Hexenmeister. Es ist nicht so, daß ich irgendwo hinkomme, etwas erlebe oder sehe, nicke und sofort die Lösung parat habe. So ist es nicht, Mr. Donovan. Ich müßte schon Einzelheiten kennen.«

»Haben Sie etwas Ähnliches schon erlebt?« wollte er wissen.

»Natürlich, nicht nur einmal. Das ist mir schon öfter passiert, daß ich einen magisch aufgeladenen oder veränderten Gegenstand berührte, worauf er zu Staub zerfiel.«

»Dann ist es gut.«

»Was soll gut sein?«

»Vergessen Sie es. Ich habe nur daran gedacht, daß Sie das Handtuch werfen würden.«

»Höchstens das Fehdehandtuch.«

»Dann wollen Sie also weitermachen?«

»Was denken Sie denn? Die Vögel sind nicht grundlos zu Staub

geworden. Da steckt etwas dahinter, und zwar nicht zu knapp. Sie sollten sich daran erinnern, was geschah, als die fremde Macht Kontakt mit Ihnen aufgenommen hat, Mr. Donovan.«

»Moment, Sinclair, Sie meinen die Stimme?«

»Genau!«

Mit seinen gespreizten Händen wühlte er das Haar zurück. »Als meine Tiere mich angriffen, hörte ich auch die Stimme. Ich sollte mir auf meinem eigenen Land vorkommen wie ein Fremder. Die Bretonin hat zu mir gesprochen. Sie will ihr Land zurück, und sie wird es sich holen, davon gehe ich zumindest einmal aus.«

»Mit Gewalt!«

»Und mit Veränderungen in der Tierwelt, Mr. Sinclair. Die schlägt zu, die kennt kein Pardon, das kann ich Ihnen sagen. Selbst ihre Stimme hat gefährlich geklungen. Sie war davon überzeugt, es schaffen zu können, und sie nahm auf mich keine Rücksicht. Das heißt, sie wird keine Rücksicht nehmen.« Er deutete auf sein Gesicht. »Schauen Sie sich die Narben an, meine Freunde haben sie mir beigebracht, aber ich bin fest davon überzeugt, daß es erst der Anfang ist. Es wird weitergehen, sie werden noch einmal zuschlagen.«

Ich runzelte die Stirn. »Wenn Sie so fest damit rechnen, Mr. Donovan, sollten wir das Gehege hier verlassen. Ich möchte nämlich nicht, daß die Vögel hier plötzlich verrückt spielen und wie die Irren über mich herfallen. Wissen Sie, ich denke da an einen Film, und ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß auch ich schon mit Killervögeln meine schlechten Erfahrungen gemacht habe.«

Während meiner Worte schien er mit seinen Gedanken völlig woanders gewesen zu sein. Ich erkannte es an seinem Gesichtsausdruck. Sein leises Lachen klang nicht gut. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, es sind ja nicht nur die Vögel. Diese Person beherrscht auch andere Lebewesen.«

»Menschen?«

»Das weiß ich nicht, aber ich bin davon überzeugt, daß sie Hunde, Katzen, Rehe, Hirsche – ach, ich könnte Ihnen da eine ganze Palette aufzählen, auch unter ihrer Knute hält.«

»Wissen Sie das genau?«

»Ja!«

»Woher?«

»Die Stimme«, flüsterte Donovan, »es war die verdammte Stimme, die ich hörte. Sie erklärte mir, daß man auf sie hören würde. Ich ging davon aus, daß es sich nicht nur um Vögel handelt.«

Ich brummte meine Zustimmung und zerrte auch an dem Handschuh. Darunter geriet ich ins Schwitzen.

Francis Donovan streckte den Arm aus. »Lassen Sie ihn an, es ist besser. Ich weiß, man gerät ins Schwitzen, aber lassen Sie ihn bitte

übergestreift.«
»Sie trauen ihren eigenen Vögeln nicht mehr?«
»Das hat damit noch nicht einmal etwas zu tun. Viele Tiere meinen es gut, wenn sie mich, den Menschen, anfliegen. Das ist alles klasse und wunderbar. Wenn die Greifer allerdings ihre Krallen in die Haut schlagen, werden Sie merken, was los ist. Außerdem sind die Tiere an die Handschuhe gewöhnt. Das nur am Rande.«
»Okay, ich habe es mir gemerkt. Etwas anderes, Mr. Donovan. Wollen Sie noch hier im Käfig bleiben?«
»Wollen nicht, ich muß.«
»Ach ja?«
»Sicher. Ich möchte schauen, ob es noch mehr Tiere hier in der Anlage gibt, die es erwischt hat und die zu Staub zerfallen, wenn ich sie berühre!«
»Wie groß ist das Gehege?«
»Oh, da können Sie sich schon Wanderschuhe anziehen, wenn sie jeden Yard durchstreifen wollen.«
»Darauf bin ich nicht gerade versessen, aber ich werde trotzdem mit Ihnen gehen.«
Donovan stand wieder auf. »Alles klar, Mr. Sinclair. Nur erschrecken Sie sich nicht zu sehr, wenn Ihnen plötzlich ein Falke vor der Nase herfliegt oder auch ein Sperber. Ich habe hier einige Arten zusammengetan.«
»Und die vertragen sich?«
»Klar. Sie alle waren angeschlagen oder verletzt. Ich habe sie eben herausgeholt.«
»Sie sind schon stark, Donovan, wirklich.«
»Wollen Sie mich jetzt auf den Arm nehmen?«
»Nein, bestimmt nicht.« Ich schlenkerte mit den Armen. »Wissen Sie, ich bin Laie, und als Laie kann man sich eigentlich nur über bestimmte Dinge wundern.«
»Aha, und jetzt wundern Sie sich hier.«
»So ist es. Ich habe mir ein derartiges Gehege eigentlich anders vorgestellt.«
»Wie? Größer, kleiner, länger, breiter?«
»Nein, nicht so ruhig. Mit mehr Leben erfüllt. Ich kenne Gehege nur aus den Zoos, da war immer viel los. Da schwirrten die Vögel durcheinander, doch hier ist es still. Es kann sein, daß ich Unsinn rede, aber diesen meinen Eindruck wollte ich Ihnen unbedingt wiedergeben, Mr. Donovan.«
»Bedenken Sie, daß viele Vögel krank sind.«
»Das habe ich auch schon in Erwägung gezogen. Wissen Sie, auch kranke Vögel können sich melden. Sie krächzen, sie schreien. Ich kenne mich da nicht genau aus, aber seltsam ist es schon, finde ich.

Wie stehen Sie denn zu meiner Auffassung?«

»Wenn man es so wie Sie sieht, könnten Sie recht haben. Die Vögel benehmen sich tatsächlich ruhig, trotz ihrer Krankheiten.« Er nickte mir zu. »Ja, ich halte sie für unnatürlich. Sie müßten eigentlich munterer sein, obgleich sie nicht so sind wie sonst.«

»Das habe ich gemeint. Und jetzt möchte ich Sie nach dem Grund fragen, Mr. Donovan.«

Der Tierfreund schaute in das Gehege hinein, als suchte er seine Tiere zwischen den Büschen und Bäumen. »Sie sind gut, Mr. Sinclair. Den Grund habe ich Ihnen bereits gesagt. Das Verhalten der Tiere hängt mit den Veränderungen zusammen. Wir stehen hier im Freien, merken Sie eigentlich etwas davon?«

»Wenn ich ehrlich bin, nicht.«

»Ich auch nicht, aber trotzdem ist einiges anders. Wir hätten an sich den Wind spüren müssen, der durch unsere Gesichter streift. Irgend etwas müßte zu merken sein. Doch was erleben wir statt dessen? Eine verdammte Ruhe vor dem Sturm. Ein Abwarten, ein Lauern, als würde sich in der Ferne etwas zusammenbrauen, das irgendwann brutal zuschlagen will. Das ist meine Ansicht, Sinclair.«

»Damit stehen Sie wohl nicht allein.«

»Meinen Sie, daß etwas kommt?«

Ich nickte. »Davon bin ich sogar überzeugt. Die Windstille paßt mir nicht. Sie ist einfach zu plötzlich gekommen. Sämtliche Geräusche sind eingeschlafen. Ich komme mir vor, wie auf einer Insel.«

Es war schwer, den Himmel zu sehen, weil die Bäume und Hecken, doch einen ziemlich großen Teil der Sicht nahmen.

Hatte er sich verdunkelt, oder warf nur die natürliche Umwelt Schatten gegen das Blau?

Dann geschah etwas, das meine Worte Lügen strafte. Plötzlich veränderte sich die Welt innerhalb des Geheges. Die gesamte Vogelschar schien aus einem tiefen Schlaf erwacht zu sein.

Wo sie saßen und sich verborgen hielten, war für uns nicht zu erkennen, dafür hörten wir sie.

Ihr Schreien schwoll an zu einer krächzenden, schrillen Musik, die in unseren Ohren gellte.

Donovan reagierte zwar nicht panikerfüllt, aber sehr hektisch. Er sprang einige Schritte vor, kam wieder zurück, schaute mich an und schüttelte dabei den Kopf. »Wahnsinn, Sinclair, ich kann das auch nicht fassen. Das geht über meine Hutschnur.«

Es blieb nicht beim Schreien. Das war erst die Vorstufe gewesen, denn urplötzlich geriet Bewegung in das gesamte Gehege. Es gab keinen Ort mehr, wo die Vögel nicht flatterten, ihre Schwingen ausbreiteten und in die Höhe stiegen.

Im Nu waren wir umgeben von einem wilden Schwarm, der in das

Geäst hineinstieß, dort Blätter abriß oder pfeilschnell auf uns zujagte, ohne uns allerdings mit irgendwelchen Krallen durch das Gesicht oder die Haare zu kratzen.

Ich konnte froh sein, den Handschuh nicht ausgezogen zu haben.

Im Sturzflug visierte ein Tier ihn an, ließ sich darauf nieder und krallte sich fest.

»Das ist ein Habicht!« erklärte mir Donovan, der seine Übersicht verlor. »Machen Sie nichts!«

Ich stand steif. Das Tier und ich starrten uns an. Es besaß wunderschöne Augen, ein herrliches Gefieder und war an beiden Beinen verletzt gewesen, wie ich erkennen konnte.

Meine Lippen zuckten, auch die Augen bewegten sich. So starr wie der Habicht konnte ich sie nicht halten.

Seine Schwingen hielt er ausgebreitet. Nach wenigen Sekunden faltete er sie zusammen. Er blieb starr sitzen und kam mir nicht vor, als würde er leben. So ruhig und bewegungslos sah er aus wie ein künstlicher Gegenstand.

Ich hatte meinen ersten Schrecken überwunden und bewegte nun langsam den Kopf.

Nicht weit entfernt stand Donovan. Er nickte mir zu, bevor er grinste. »Na, ist es jetzt lebhaft genug?«

»Das kann man sagen.«

»Ja«, sagte er lachend. »Auf einmal war alles anders, ganz anders, Sinclair. Seltsam, nicht?«

»Sie müssen es wissen. Haben Sie denn eine Erklärung?«

Wenn er eine hatte, ließ er sich Zeit damit. Er schaute zunächst seinen Vögeln nach, die zielsicher durch die Lücken flogen und ihre Plätze im Geäst fanden, wo sie sich allmählich beruhigten.

Nur der Habicht auf meiner linken Hand rührte sich nicht. Er saß dort wie festgewachsen, als hätte man Leim um seine Krallen geschmiert. Nur den Kopf bewegte er.

Er konnte ihn wunderbar drehen. Automatisch folgte ich mit meinen Blicken den Bewegungen und sah, daß er ihn zurückgedrückt hatte und gegen das obere, kaum sichtbare Gitter schaute.

Auch ich sah hin – erkannte die Düsternis!

Nein, es waren noch längst nicht die Schatten der Nacht. Dort hatte sich etwas anderes gebildet.

Eine tief graue Wolke!

***

Nicht nur ich hatte sie gesehen, Donovan war sie im gleichen Moment aufgefallen. Er stand neben der Bank, starrte in die Höhe und war einfach sprachlos.

»Ist sie das?« fragte ich.

Er nickte. »Das ist die aus meinen Träumen. Da habe ich sie gesehen. Die Wolke bedeutet Gefahr, Sinclair, Lebensgefahr! Es wird alles anders werden, ich merke es. Alles wird anders.« Er schüttelte sich, als hätte man ihn mit irgendwas übergossen.

Bisher war die Szene eine erstarrte Masse. Da bewegte sich nichts, aber schräg hinter Francis Donovan huschte plötzlich ein Schatten zur Seite. Ich rechnete damit, daß der Vogel vorbeifliegen würde, es war ein Irrtum. Plötzlich änderte er seine Richtung und jagte auf den Vogelzüchter zu. So schnell, daß Donovan zu keiner Gegenreaktion kam. Vor seinem Gesicht breitete das Tier die Schwingen aus, als wollte es in der Luft stehenbleiben. Es war ein Raubvogel, ein Greifer, und es machte seinem Namen alle Ehre.

Seine Attacke war wild, regelrecht brutal. Er hackte zu. Durch die Ausmaße seines Körpers nahm er mir die Sicht auf Donovan. Ich hörte ihn nur schreien und sah auch, wie er um sich schlug und den Raubvogel mit der flachen Hand erwischte.

Das Tier wurde zur Seite geschleudert, war aber nicht erledigt, es startete seinen nächsten Angriff.

Donovan duckte sich. Die schnelle Bewegung schleuderte Blutstropfen aus der tiefen Fleischwunde zwischen Wange und Hals. Daß auf meinem Arm weiterhin der Habicht hockte, störte mich bei der Aktion nicht. Die rechte Hand hatte ich frei, und mit der zog ich die Beretta.

Zielen, schießen, treffen!

Es ging alles ineinander über. Ich erwischte den Vogel im Flug.

Das Tier schaffte keinen dritten Angriff! In einer kleinen Wolke von Federn fegte es in ein Gebüsch, verfing sich dort zwischen den Zweigen und blieb liegen.

Das war geschafft!

Dann merkte ich den Ruck an meiner Linken. Plötzlich war, der Habicht nicht mehr zu halten. Er startete und schoß dem oberen Gehege-Gitter entgegen wie ein Pfeil.

Ich wollte hinter ihm herfeuern, er gab mir kein Ziel mehr. Irgendwo dort oben hielt er sich im Geäst versteckt.

Donovan war nicht erledigt, aber schwer angeschlagen. Seine rechte Hand hielt er auf die Wunde gepreßt. Er starrte mich an, schüttelte den Kopf und wankte mit zitternden Beinen zurück, bis er auf die Bank kippte. »So war es immer«, sagte er, »sie griffen an und hackten zu, verdammt noch mal.«

»Mensch, Donovan, wir müssen weg. Dieses Gehege ist wie eine Falle. Kommen Sie!«

»Wohin denn?«

»Nicht mehr bleiben, zum Henker!«

Der letzte Angriff hatte seine Widerstandsfähigkeit sehr gedrückt.

Ich wollte ihm helfen, es war schon zuviel Zeit vergangen. Wir hatten in den vergangenen Sekunden nicht auf die Wolke achten können, was sich nun rächte.

Für sie gab es keine Hindernisse. Kein Gehege konnte sie stoppen.

Sie schwebte dicht darüber – oder…?

Nein, sie war da. Dieses aschgraue Gebilde hatte das Hindernis längst überwunden und war in das Gehege eingedrungen, wo sie sich ausbreitete.

Ich riß Donovan in die Höhe, weil er ziemlich ungünstig saß und die Wolke ihn hätte überfluten können.

Aus der Höhe löste sich ein Vogel. Er sah aus wie der Habicht, der schon auf meiner Hand gehockt hatte. Im Sturzflug jagte er in die Wolke hinein, kam aber nicht wieder heraus.

Was war geschehen?

In der Wolke bewegte sich etwas. Der Vogel war es. Er fand sein Ziel auf einem balkenartigen Schatten, wo er hockenblieb und keine Anstalten traf, sich zu rühren.

Ich starrte die Wolke an. Neben mir stöhnte Donovan. Unter großer Mühe konnte ich seine Worte verstehen. »Noch nie!« keuchte er. »Verdammt, das ist noch nie passiert.«

»Okay, Donovan, okay. Was ist mit der Gestalt? Schauen Sie hin! Sie steht in der Wolke.«

Ich war nicht so abgelenkt wie der Vogelfreund und hatte die Umrisse längst entdeckt. Die Gestalt zerfloß, sie baute sich wieder auf, sie wurde umwabert, und es war auch nicht genau zu erkennen, ob sie vor, in der Mitte oder hinten in der Wolke stand.

Jedenfalls nahm sie an Schärfe zu, als sie sich aus dem Hintergrund hervorschob, der Nebel wegschleierte, sie plötzlich vor uns stand, denn sie hatte die Wolke verlassen.

Ich kannte sie nicht, doch ich war mir sicher, daß ich die Person vor mir sah, die sich Bretonin genannt hatte. Ihr war es gelungen, mit Donovan Kontakt aufzunehmen.

Welch eine Frau!

Nein, keine Frau in dem Sinne. Sie war ein Weib, eine wilde Kriegerin, und sie hätte einer Filmszene entsprungen sein können. Ein wildes Outfit, das fast nur aus Fetzen bestand. Dazu paßte das aschgraue Haar mit den blonden Strähnen. Grüne Augen funkelten gefährlich, ihre halbnackten Arme zeigten Tätowierungen, doch am gefährlichsten sah die Waffe aus, die sie mit beiden Händen hielt.

Ein gekrümmter Degen. Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie ihn auch beherrschte. Dazu zählte ich auch das Blut, das an der schmalen Klinge als makabrer Gruß schimmerte.

Sie sagte nichts, aber Donovan flüsterte neben mir. »Himmel, das ist sie! Verdammt, das muß sie einfach sein, die mich in meinen

schlaflosen Nächten verfolgt hat.« Er faßte mich an. Seine Finger drückten hart auf meine Schulter. »Sie muß mit mir gesprochen haben. Sie ist es, die verdammte Bretonin.«

»Bitte, seien Sie still.«

»Aber…«

»Ruhe, Donovan.«

Ich wollte nicht, daß er mich ablenkte. Zwar machte die Person auf mich einen feindseligen Eindruck, aber sie sah nicht so aus, als würde sie uns im nächsten Moment anspringen und ihre Waffe gegen uns richten. Sie blieb relativ gelassen.

Hinter ihr waberte die Wolke wie eine Wand. Mir kam sie vor wie ein Schutz, in dem sie jeden Augenblick wieder verschwinden konnte.

Ich wußte nicht, ob sie über moderne Waffen informiert war. Zum Zeichen meines guten Willens steckte ich die Beretta weg, was Donovan nicht paßte. Er enthielt sich glücklicherweise eines Kommentars und atmete nur scharf durch.

»Ich werde das Reden übernehmen, Mr. Donovan. Halten Sie sich bitte zurück!«

Er gab keinen Kommentar. Man sah ihm aber an, wie es in ihm arbeitete.

Mit einer fahrigen Geste strich er sein Haar zurück, der rechte Arm sank nach unten, und er verkrampfte die Hand zur Faust.

Die Kriegerin hatte ihn scharf angeschaut, sich allerdings nicht gerührt und wandte erst den Blick von ihm ab, als ich sie direkt ansprach. »Wer bist du?«

Es sah so aus, als wollte sie mir ihren Namen nicht sagen. Schließlich nickte sie, und der auf ihrer rechten Schulter hockende Habicht bewegte sich ebenfalls mit. »Ich bin Gwenola, der weiße Engel. Man nennt mich auch die Bretonin. Jeder sollte mich kennen.«

»Vielleicht, aber ich kenne dich nicht!«

»Das ist ein Fehler!«

Mein Fehler war es gewesen, die Beretta verschwinden zu lassen.

Ich hatte der Frau zu sehr vertraut, denn etwas blitzte vor meinen Augen, als sie den Säbel bewegte, dann konnte ich auf die Klingenspitze schauen, die dicht vor meinem Hals zur Ruhe gekommen war. Sie zitterte nicht einmal, dermaßen fest hielt die Frau die Waffe.

Auch ich hatte mich gut in der Gewalt und zuckte nicht zurück.

Eine Bewegung hätte mein Todesurteil sein können. »Mir gehört das Land. Ich bin die wahre Herrscherin. Ich, die Bretonin. Habt ihr das verstanden? Das ist mein Land gewesen, das wird es auch immer bleiben. Ihr solltet es euch merken!«

»Dein Land?«

»Ja, seit König Artus' Zeiten. Es ist mein Land, ich bin die Bretonin.

Ich bin in den Kampf gezogen, und ich bin gekommen, um es mir zurückzuholen. Ich habe die Magie auftanken können. Ich werde alles einsetzen, um es wieder zurückzubekommen. Ich werde zerstören, was ihr aufgebaut habt. Ich habe mir Freunde geholt, aber es sind keine Menschen darunter. Schon immer habe ich die Tiere mehr geliebt als die Menschen. Wißt ihr nun Bescheid?«

Wir schwiegen. Ich dachte über die Worte nach und schaute über die Klinge hinweg in ihr Gesicht. Es hatte sich darin nichts verändert. Nach wie vor wirkte die Haut auf mich steinern. Nur in ihren grünen Augen stand das kalte Feuer.

»Ich habe mir die Freiheit genommen und über deinen Namen nachgedacht. Man nennt dich die Bretonin. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es dein Land gewesen sein soll, denn die Bretagne liegt nicht in Britannien, sondern im Land der Gallier, das heute Frankreich heißt. Du hast dich in der Geographie geirrt!«

Die Klinge zuckte um eine Idee nach vorn. Der Druck an meinem Hals hinterließ eine Wunde. »Bist du wirklich so dumm, dies zu glauben?« höhnte sie. »Bist du so dumm?«

»Ich kann darin nichts Dummes heraushören.«

»Wenn ich sage, daß mir dieses Land gehört, dann stimmt es, Fremder. Man hat es mir damals geschenkt, weil ich eine so aufrechte Kämpferin war. Ich habe gegen die Feinde gefochten, und zum Dank schenkte man mir dieses Gebiet.«

»Wer denn?«

»Es waren die Ritter der Tafelrunde. Ich wollte immer zu ihnen gehören, aber ich bin eine Frau, man akzeptierte mich nicht. Doch ich bewies ihnen, daß ich besser war als viele der Männer. Ich habe mich in die Schlachten gestürzt und auf dem Schlachtfeld Tote hinterlassen. Ich habe besser gekämpft als die meisten Männer, das kannst du mir glauben.«

»Und weiter?«

»Jetzt will ich es haben!«

»Die Zeiten sind andere geworden, Gwenola!«

»Nein, nicht für mich, nicht für mich. Ich habe lange genug gewartet. Ich werde hier als Königin herrschen, und wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Noch habe ich nur gewarnt. Wer aber nicht auf mich hört, dessen Blut wird in Strömen fließen und in der Erde meines Landes einsickern.«

»Du bist also fest entschlossen, es an dich zu reißen?« fragte ich noch einmal nach.

»Das bin ich!«

»Gut, es hat sich vieles geändert. Die Jahrhunderte sind vergangen. Du kannst deine große Zeit nicht mehr zurückholen, und du wirst dich hier nicht mehr auskennen.«

»Ein Irrtum. Gewisse Grundwerte sind geblieben. Auch heute sind die Menschen in ihrer Einstellung nicht anders als früher. Es gibt Gut und Böse, Trauer und Leid, Haß und Freundschaft. Wie schon damals zu meiner Zeit. Ich werde mich zurechtfinden, darauf kannst du dich verlassen.«

Sollte ich ihr das glauben?

Sie hatte dermaßen überzeugt gesprochen, daß ich ihr einfach glauben mußte. Aber sie würde mit Widerstand zu kämpfen haben.

Man würde ihr mit modernen Waffen begegnen, nein, sie hätte keine Chance. Nur war es müßig, ihr das zu sagen, sie hätte es bestimmt nicht geglaubt. Statt dessen fragte ich, wo sie in der langen Zwischenzeit gewesen war.

»Interessiert es dich?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

Sie lachte rauh. »Ja, ich war nicht mehr vorhanden. Ich habe mich gut verbergen können, denn es gibt Kräfte, die auf meiner Seite stehen, die mir gehören, die zu mir halten. Ich habe alles unter Kontrolle, das kann ich dir sagen. Ich kann mit Kräften umgehen, die euch Menschen verschlossen bleiben. Man hat gesehen, wie gut ich war, wie hervorragend ich gekämpft habe, und dies wiederum hat mir die Chance gegeben, zu überleben.«

»Das ist keine Antwort!«

»Mehr brauchst du nicht zu wissen!« sagte sie mit klirrender Stimme. »Ich habe bereits meine Spuren hinterlassen. Man weiß von mir, man hat mich gesehen, und ich habe auch jemand durch meine Klinge gezeichnet, der sich mir in den Weg stellen wollte. Willst du dich mir auch in den Weg stellen? Willst du das?«

Das war eine Gewissensfrage. Wenn ich sie positiv beantwortete, konnte es sein, daß sie zustieß. Schon jetzt bewegte sie ihre Klinge.

Sie drückte sie glücklicherweise nicht in meinen Hals. Ich konnte sehen und spüren, wie sie an meinem Körper nach unten glitt. Sehr langsam, auch sanft, als wollte sie mich nur streicheln, das jedoch für mich tödlich enden konnte, wenn sie zustieß.

»Durchs Herz!« flüsterte Gwenola. »Ich werde dir die Klinge durchs Herz stoßen, wenn ich keine ehrliche Antwort von dir bekomme. Und glaube mir, ich merke es, wenn du mich anlügst. Ich weiß über die Menschen Bescheid. Auch in deiner Zeit gibt es schlechte und gute. Du bist der Mensch, der seinen eigenen Weg geht, du…« Sie verstummte mitten im Satz. Ich hatte die Zeit über in ihr Gesicht geschaut und stellte fest, daß sich der Ausdruck ihrer Augen änderte. Zwar behielt die Pupille weiterhin ihre glasgrüne Farbe, aber der Ausdruck darin hatte etwas Schreckhaftes bekommen.

Wieso?

»Habe ich etwas falsch gemacht?« fragte ich.

Sie zeigte sich irritiert. »Was ist das? Was hast du da?« Plötzlich sprach sie schnell.

»Was sollte ich haben?« Ich wußte im Moment wirklich nicht Bescheid. Sie hatte mich überrascht.

»Vor deiner Brust«, flüsterte sie. »Vor deiner Brust hängt etwas, das ich genau spüre.« Ich sah, wie sich ihr Gesicht verzerrte. Sie sah aus wie jemand, der sich entschlossen hat, die Klinge in einen Körper zu rammen. Mir fiel es nicht leicht, ruhig zu bleiben und ihr ins Gesicht zu sehen, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Möchtest du es sehen?«

»Was ist es?« schrie sie.

»Ich hole es hervor.« Nach diesem Wort riskierte ich es einfach.

Donovan erschrak, als ich zurücksprang und mich sofort zur Seite drehte. Jetzt wäre ihr Stoß ins Leere gegangen, aber sie tat nichts, sie war total durcheinander.

Ich zupfte mein Kreuz unter der Kleidung hervor. Sie sah es an, plötzlich brüllte sie auf, denn der Anblick gefiel ihr überhaupt nicht.

Wild schleuderte sie ihren Körper zurück. Der Habicht löste sich von ihrer Schulter und flatterte schnell und wild davon. Wo er sich niederließ, konnte ich erkennen, aber die Frau hatte sich wieder in den Schutz der Wolke begeben, die abermals in die Höhe glitt und die Konturen der Person auflöste.

Dann war sie verschwunden.

Einfach weg, hinausgedrückt aus dem Gehege und wieder eingetaucht in die Freiheit.

Ich hob meine Hand und tastete mit der Fingerspitze dorthin, wo die Klingenspitze die Haut eingedrückt hatte.

Auf der Kuppe war ein Blutstropfen zurückgeblieben. Er schimmerte wie eine dunkelrote Perle.

Im Gehege gerieten die Vögel in eine gewisse Unruhe. Es gab keine Ecke, wo sie nicht flatterten und ich ihre wilden Bewegungen sah. Dazu hörte ich ihr Schreien, als wären sie dabei, von einer Person Abschied zu nehmen, die sie liebten.

Ich ließ Donovan stehen und drang tiefer in das Gehege ein. Diesmal hielt ich das Kreuz in der Hand.

Noch nie zuvor hatte ich gesehen, daß sich eine Eule erschrecken konnte. Als ich in die Höhe eines krummen Baums geriet, da flog der Nachtvogel vor mir hoch. Er schrie mich an und jagte gegen die Drahtdecke des Freigeheges.

Die Vögel fürchteten sich vor meinem Kreuz. Dafür gab es nur eine Erklärung.

Gwenola hatte es geschafft, die Tiere unter ihren Bann zu bekommen. Tatsächlich nur die Vögel? Sie hatte von Tieren gesprochen, wenn ich mich recht erinnerte, und mußte davon ausgehen, daß sie nicht allein

die Vögel gemeint hatte.

Donovan hatte sich wieder gefangen. Ich hörte, wie er mit schriller Stimme nach mir rief.

»Es ist alles okay!« brüllte ich zurück. »Ich schaue mich nur ein wenig um.«

»Soll ich das Gehege verlassen?«

»Wie Sie wollen!«

Aufrecht konnte ich nicht gehen. Geduckt kämpfte ich mich durch den manchmal schon dichten Wald. Um mich herum waren Zweige und Blattwerk in Bewegung geraten. Sie wippten, sie zitterten, weil sie von den Aktionen der Vögel aus ihrer Ruhe gerissen worden waren.

Ich kam mir vor wie ein Mensch, der von einer schlimmen Krankheit verfolgt wird, was auch die Vögel merkten. Je näher ich kam, um so mehr zogen sie sich zurück.

Verstecke fanden sie genug, so daß sie sehr bald meinen Blicken entschwunden waren.

Dieses Gehege war nicht wichtig. Nur ein Teil des gewaltigen Gebiets, über das eine Person namens Gwenola herrschte. Sie war aus einer anderen Zeit gekommen, die sehr lange zurücklag, und sie hatte die Jahrhunderte überlebt.

Ich ging langsam zurück, auf Spuren achtend, die Gwenola hinterlassen haben könnte. Da gab es nichts mehr zu sehen, alles blieb ruhig, und Francis Donovan fand ich am Ausgang, gegen den er sich gelehnt hatte.

Blaß war er geworden. In der rechten Hand hielt er ein blutverschmiertes Taschentuch. In gewissen Zeitabständen drückte er es gegen die Fleischwunde am Kopf.

Ich hob die Schultern. »Es ist alles wieder normal«, sagte ich.

»Normal?« Sein Lachen klang böse und schrill. »Nein, Mr. Sinclair, nichts ist normal. Schauen Sie sich die Vögel doch an. Sehen Sie genau hin! Sie zeigen sich verändert. Haben Sie das nicht festgestellt? Merken Sie denn nicht, was mit ihnen los ist?«

»Schon, aber sie greifen mich nicht mehr an.«

»Das kann sich sehr schnell ändern, glauben Sie mir.«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht haben Sie recht. Lassen Sie uns ins Haus gehen. Sie müssen die Wunde verpflastern.«

»Wieder!« rief er. »Wie immer. Es ist nicht zu glauben. Es ist einfach nicht zu fassen.«

Nicht Donovan, sondern ich rammte die Tür auf. Der Mann stolperte ins Freie und schüttelte mehrere Male hintereinander den Kopf. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen.

Ich holte durch die Nase Luft. Sie kam mir irgendwie klarer vor, jetzt, wo die Person verschwunden war.

Gwenola – diesen Namen hatte ich noch nie zuvor gehört. Er besaß

meiner Ansicht nach einen irischen Klang, allerdings schätzte ich, daß er etwas mit den Kelten zu haben mußte.

Frankreich, die Bretagne, die Kelten. Das konnte man schon als Dreieck ansehen.

Im Haus ließ mich Donovan allein, weil er ins Bad gehen wollte, um dort seine Wunde zu verpflastern.

Ich stellte mich vor das breite Fenster und schaute hinaus. Ein weites, ein schönes Land lag vor mir. Wild und trotzdem irgendwie sanft, als hätte jemand die Natur in gewisse Bahnen gelenkt.

Noch zeigten sich die Blätter nicht herbstlich verfärbt, und die helle Sonne strahlte vom Himmel.

Aber es war eine Wolke gekommen, die hatte ihren Inhalt ausgespien. Eine Frau, eine Wilde, eine Kriegerin, ein Relikt aus der Vergangenheit, die angeblich die Ritter der Tafelrunde kannte.

Stimmte es?

Ich wußte es nicht, ich wußte eigentlich gar nichts. Hier lag das Unheil in der Vergangenheit begraben, in einer Tiefe, die ich nicht ausloten konnte.

Ich war so in Gedanken versunken, als ich beim Klingeln des Telefons erschrak.

Da hörte ich schon Schritte, denn Francis Donovan kehrte aus dem Badezimmer zurück. Er hob ab, meldete sich und bekam einen erstaunten Gesichtsausdruck.

»Für Sie, Mr. Sinclair, der Anruf ist für Sie…«

Ich war überrascht. Noch überraschter war ich, als ich hörte, wer mich da sprechen wollte…

***

Es stand nur mehr ein einziger Wagen auf dem kleinen Parkplatz vor dem Schloß.

Das war Bills Porsche. Er wirkte wie ein Fremdkörper, und Sheila saß bereits auf dem Beifahrersitz, hatte den Kopf zurückgelegt und hielt die Augen halb geschlossen.

»Was hast du, Darling?«

»Eigentlich ist es der kalte Wahnsinn«, flüsterte sie.

»Daß mit den Hunden und dieser Person?«

»Nein, Bill, oder ja, wie du willst. Ich meine die Tatsache, daß wir beide immer in diese Fälle hineinstolpern. Das kann ich gar nicht begreifen.«

»Immer geschieht es ja nicht«, schränkte der Reporter ein. »Da mußt du schon ehrlich sein.«

»Trotzdem, Bill. Ich kann mir nicht helfen, aber es ist ein Fluch da, der uns verfolgt.«

»Wir haben eben einen Weg eingeschlagen, der sich von den anderen

unterscheidet.«

Sie nickte einige Male. »Leider kannst du mit dieser Behauptung recht haben. Manchmal wünsche ich mir, wie eine normale Familie zu leben, die mit all dem nichts am Hut hat.«

Bill gab darauf keine Antwort. Sheila hatte recht. Auch er dachte doch oft genug so, nur konnte er das Rad nicht mehr drehen. Das würde die andere Seite doch auch nicht zulassen.

Seine Gedanken kehrten wieder zu dem konkret Erlebten zurück.

Wichtig war, daß John Sinclair, über den Fall Bescheid wußte. Er mußte so rasch wie möglich herkommen.

Am Wochenende befand er sich nicht im Büro. Über sein Autotelefon rief Bill in Johns Wohnung an. Mit der Verbindung klappte es nicht. Sheila schaute aus dem Fenster hinein in die so ruhige Landschaft, aus der jeglicher Partylärm verschwunden war.

Natürlich dachte sie über die Frau nach, die aus der Wolke gestiegen war. War sie etwa ein mittelalterlicher Öko-Freak, der auf irgendeine ungewöhnliche und magische Art und Weise die Zeiten überlebt hatte? Oder war sie eine wilde Kriegerin, die Blut und Tod an ihre Fahne geheftet hatte? Die letzte Möglichkeit schien eher zuzutreffen, sie brauchte da nur an die blutverschmierte Klinge zu denken. Zudem war sie sicher, daß diese Frau mit der Waffe perfekt umgehen konnte.

Bill grummelte einen Fluch und sah aus, als wollte er den Hörer durch das Fenster schleudern.

»Was hast du?«

»Ich erreiche John und Suko nicht.«

»Dann sind Sie im Einsatz.«

Bill schloß die Augen. »Auch das noch. Vielleicht werde ich es bei Sir James versuchen.«

»Im Club?«

»Klar, heute ist Samstag. Da verbringt der alte Eisenfresser doch meistens seine Wochenenden.«

Diesmal hatte der Reporter Glück. Zwar dauerte es seine Zeit, bis er Sir James an die Strippe bekam, ihm auch erklärte, um was es ging und Sheila plötzlich durch einen Ruf erschreckte. Sie drehte sich hastig um.

»Was ist denn?«

Bill schüttelte nur den Kopf und fragte: »Stimmt das wirklich, Sir?« Er lauschte und sprach dann eine Telefonnummer nach, bevor er aufhängte, und sich die Zahlenreihe sicherheitshalber notierte.

Sheila räusperte sich. »Möchtest du mir nicht sagen, was da Spannendes abgelaufen ist?«

Bill tätschelte ihre Schulter. »Spannend ist gut, Mädchen, das ist wirklich gut. John befindet sich hier in der Nähe. Stell dir vor, der hängt hier irgendwo herum.«

»Ach – und wo?«

»Vielleicht vier Meilen entfernt. Bei einem Menschen, der sich mit Ornithologie beschäftigt, mit Vogelkunde also.«

»Denkst du, ich bin blöde. Das weiß ich auch.«

»Sorry, es rutschte mir so heraus.« Bill tippte bereits die neue Telefonnummer in die Tastatur. »Na, der wird sich wundern, der gute John.«

Sheila war beruhigt, ihr Gesicht entspannte sich. Den Geisterjäger in unmittelbarer Nähe zu wissen, war gut. Da standen sie nicht allein gegen dieses Phänomen.

Zudem konnte sie sich nicht vorstellen, daß John an einem anderen Fall arbeitete. Das wollte ihr nicht in den Sinn. Hier trafen keine verschiedenen Fälle aufeinander.

Bill trommelte mit den Fingerspitzen auf das Armaturenbrett. Es dauerte ihm zu lange, bis er die Verbindung hatte, dann endlich konnte er mit seinem Freund reden.

Sheila hielt sich zurück. Bill und John machten die Sache untereinander aus und kamen zu dem Entschluß, daß sie sich treffen wollten.

»Und wo?« fragte der Reporter. Er hörte zu, zeigte sich einverstanden und bat um eine Wegbeschreibung. Als er sie bekommen hatte, legte er auf. »Du hast mitgehört, Sheila?«

»Ja. Wo treffen wir ihn?«

»Bei diesem Ornithologen. Er heißt Francis Donovan.«

Sheila krauste die Stirn. »Den Namen habe ich nie gehört. Wenn John bei ihm ist, was hat er dann mit dieser Frau zu tun?«

»Sie ist auch den beiden erschienen. Wie bei uns. Da kam die verdammte Wolke, Gwenola löste sich daraus und setzte ihre Akzente. Aber sie hat Furcht vor dem Kreuz«, erklärte Bill. »Wahrscheinlich muß sie es kennen oder zumindest davon gehört haben. Außerdem sieht sie sich selbst als so etwas wie eine Ritterin der Tafelrunde an.«

Sheila mußte lachen. »Seit wann haben die mit Frauen zu tun gehabt?«

»Eigentlich nicht viel. Man wird sie abgelehnt haben. Möglicherweise ist das das Problem der Dame.«

Sheila hob die Schultern. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß ihr dieses Gebiet gehören soll.«

»Ich auch nicht, wenn ich ehrlich bin.« Der Reporter schaute auf die Uhr. »Ich habe John gesagt, daß wir uns ungefähr in einer halben Stunde treffen werden. Kann auch früher sein. Mal schauen, wie wir durchkommen.« Er lächelte knapp. »Und du bist okay, Sheila?«

»Das muß ich.«

Er strich zärtlich über ihr Gesicht. »Sorry, aber diesmal konnte ich nichts dafür. Es scheint wirklich unser Schicksal zu sein, daß wir

immer wieder in diese Fälle hineingeraten.«

»Leider.«

Bill ließ den Porsche anrollen. Die breiten Reifen knirschten über die Steine des Parkplatzes. Daß ein Fahrzeug wie ein Porsche so langsam rollte, war irgendwie ungewöhnlich.

Sheila, die an der linken Seite saß, warf noch einen Blick auf das kleine Schloß. Die Eingangstüren standen offen. Hell schimmerte der Marmor in der Eingangshalle.

Darauf bewegten sich die beiden Doggen. Es überlief die blonde Frau eiskalt, als sie die Tiere in der Eingangstür erscheinen sah. Diese mächtigen, beigebraunen Körper, mit den gedrungen wirkenden Köpfen und den aufgerissenen Mäulern. Darüber funkelten die Augen mit einem Ausdruck, der an Haß und Tod erinnerte.

Sie bekam eine Gänsehaut, was auch Bill merkte, und er schaute sie kurz an.

»Die Doggen«, flüsterte Sheila. »Ich habe den Eindruck, daß es noch nicht vorbei ist.«

»Wie meinst du das?«

»Sie haben uns im Visier. Mir kommt es vor, als hätten sie einen Auftrag bekommen.«

»Wir werden sehen.« Bill fuhr schneller, schaute jedoch in die Spiegel, weil er die Tiere im Auge behalten wollte.

Sie rührten sich nicht und ließen den Porsche fahren. Schon bald waren sie nicht mehr zu sehen.

»Wo geht es denn her?« fragte Sheila.

Bill hob die Schultern. »John hat erzählt, daß wir auf eine Straße treffen würden, die praktisch an dem Gelände vorbeiführt. Sie senkt sich in eine weite Mulde. Das Haus des Ornithologen liegt etwas erhöht und praktisch am Rande der Mulde.«

Sheila nickte. »Ich wollte, Bill, wir wären schon da.«

»Was hast du?«

»Kein gutes Gefühl. Ich bin noch immer der Meinung, daß man uns nicht aus den Augen lassen will.«

»Weshalb sollten sie bei uns anders reagieren als bei den übrigen Menschen?«

»Weil wir anders sind, Bill. Wir wollen den Fall doch auflösen oder etwa nicht?«

»Das schon.«

»Na bitte.«

Bill gab Gas. Er zog den Wagen in eine Kurve. Vor dem Schloß lag ein kleiner Park, den sie nun verlassen hatten und durch freieres Gelände fuhren.

Es war nur ein schmaler Weg, über den der Porsche mit seinen breiten Reifen rollte. Keine Betonplatten, kein Asphalt, dafür eine mit

Streu bedeckte Schicht. Erst später würde dieser Weg auf die Straße treffen, die die Conollys fahren mußten, um das Ziel zu erreichen.

Sheilas Unruhe verschwand nicht. Sie hatte sich ein wenig schräg gesetzt, um in den Außenspiegel schauen zu können, ohne sich dabei zu verrenken.

Sie sah es zuerst!

Aus dem dichten Grün der Parkbüsche schnellten sie hervor wie zwei lange Geschosse.

Sheila erschrak. Der Adrenalinstoß ließ ihren Herzschlag für einen Moment flattern, und sie gab ein gepreßt klingendes Stöhnen von sich.

»Was ist denn?«

»Bill, die Hunde!« zischte Sheila.

Der Reporter zuckte ebenfalls zusammen, schaute in den Spiegel und sah die mächtigen Körper, die sich selbst mit langen, gewaltigen Sprüngen vorantrieben. Wenn er so weiterfuhr, würden sie ihn bald eingeholt haben. Zudem brauchten sie sich nicht an die Verkehrsregeln zu halten und auf der Straße zu bleiben.

Sie holten auf…

»Die Fenster sind zu, nicht?« fragte der Reporter.

Sheila nickte. Auf einmal kam sie sich vor wie in einem rollenden Gefängnis, daß ihr eine gewisse Sicherheit gab, gleichzeitig aber jegliche Aktivität eindampfte.

»Wir sollten wirklich immer zu den Parties eine Waffe mitnehmen«, flüsterte Bill.

»Oder nicht mehr hingehen.«

Er lachte und beschleunigte. »Willst du dein Leben etwa als Einsiedlerin beenden?«

»Das auch nicht.«

Beide schwiegen, aber beide sahen auch, daß die Hunde aufgeholt hatten, und sie entdeckten ebenfalls, wie sich vor ihnen, noch ziemlich weit entfernt, etwas am Himmel tat.

Sehr langsam, aber unaufhörlich nahm er eine andere Färbung an.

Die helle Sonne war hinter dem Grau als ein Fleck zu sehen, und Bills Kommentar traf den Nagel auf den Kopf.

»Unsere Freundin. Gwenola scheint mit ihren Versprechungen allmählich ernst zu machen…«

***

Ich konnte noch immer nicht begreifen, daß sich meine Freunde Sheila und Bill in der Nähe herumtrieben. Suko war nicht da, er hatte in London zu tun, außerdem hatte er sich den Samstag nicht kaputtmachen wollen. So war ich allein gefahren.

Francis Donovan tastete über seinen Mullverband, der durch Pflasterstreifen an der Wange gehalten wurde. »Haben Sie was, Mr.

Sinclair? Sie schauen so komisch.«

»Ja, ich habe etwas.«

»Kann ich es wissen?«

»Warum nicht? Diese Gwenola ist nicht nur uns erschienen. Sie kam auch als Überraschungsgast zu einer Party, die in einem nahegelegenen Schloß stattfand.«

Er kam schnell näher, Staunen auf dem Gesicht. »Dieses Schloß kenne ich natürlich.«

»Ist es etwas Besonderes? Ich meine, steht es in einem Zusammenhang mit dem Erscheinen dieser Person?«

»Das kann ich nicht sagen. Die Historie des Schlosses geht natürlich nicht so weit zurück, daß man sie mit der Existenz der Bretonin in Zusammenhang bringen könnte, aber sie wird ihre Gründe gehabt haben. Davon bin ich überzeugt.«

»Sehr gut«, lobte ich. »Dann glauben auch Sie an ein Motiv dieser Gwenola?«

»Natürlich. Nichts geschieht ohne Grund. Besonders nicht in der Natur, mit der ich mich auseinanderzusetzen habe. Die Natur hat ihre Regeln, ob im sichtbaren oder unsichtbaren Bereich. Sie wird uns nicht aus den Klauen lassen. Das sind Gesetze, denen wir uns auch als Menschen zu fügen haben, Mr. Sinclair.«

»Das sehe ich ebenfalls so.« Francis Donovan zeigte auf sein Gesicht. »Ich frage mich allerdings, was ich ihr getan habe. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, denn mein Sinnen und Trachten stand danach, die Natur zu erhalten, ihr den Lebensraum zu schaffen, auch wenn es ein gewaltiges Freigehege ist, aber ich kann Ihnen sagen, daß sich die Vögel darin wohl fühlen. Sie sind Freunde geworden, dann kam sie. Was will diese Person von mir, von uns?«

»Ihr Land!« erwiderte ich. Donovan ließ es nicht gelten. Er trat hart mit dem linken Fuß auf. »Das ist doch Unsinn. Es hat sich im Laufe der Jahrhunderte vieles verändert, Mr. Sinclair. Die Gebiete sind anders aufgeteilt worden. Hier herrschen keine Könige, Kaiser oder Grafen mehr wie im Mittelalter oder später im Absolutismus. Nein, nein, ich habe das Gefühl, als wollte uns jemand etwas antun oder mit uns abrechnen.«

»Das kommt dem Ziel schon näher.«

»Was haben wir ihr getan?«

»Danach fragt niemand, Mr. Donovan, wenn er einen bestimmten Auftrag hat.«

»Sie müssen sich ja auskennen.« Ich nickte ihm zu. »Stimmt. Und ich bin gespannt, was meine Freunde genau erlebt haben. Jedenfalls hat es Gwenola geschafft, die erste Angst zu verbreiten.«

Donovan ging zur Bar und schenkte einen Whisky ein. »Möchten Sie auch einen Schluck?«

»Nein, danke.«

Er selbst schaute in das Glas, drehte die Flüssigkeit und blickte mir ins Gesicht. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, mir geht da etwas ganz anderes durch den Kopf, an das Sie als Polizeibeamter eigentlich auch denken müßten.«

»Klären Sie mich auf.«

»Es liegt auf der Hand. Überlegen Sie mal. Die Bretonin ist von zahlreichen Zeugen gesehen worden. Und was werden die Menschen unternehmen, die ihr gegenüberstanden? Doch nicht gegen sie kämpfen, das schaffen sie nicht. Nein, sie werden sich Hilfe holen. Aber nicht bei ihren Verwandten oder Bekannten, sondern bei Ihren Kollegen, Mr. Sinclair. Ich glaube fest daran, daß bald Polizei in dieses Gebiet einrücken wird. Und das wird ein schönes Theater geben. Die schießen die Frau zusammen. Sie wird keine Chance haben.«

»So mag es aussehen.«

Er trank und schaute mich an. »Aber Sie sind nicht davon überzeugt, daß es eintrifft?«

»Ja und nein. Die Polizei wird bestimmt hier erscheinen, aber ich rechne damit, daß Gwenola Kräfte besitzt, die ungewöhnlich sind. Sie hat die Jahrhunderte überstanden, wenn man ihr glauben darf, und nichts spricht eigentlich dagegen. Ich glaube kaum, daß es für die Polizei so einfach sein wird. Das ist meine Ansicht. Ich kann mich natürlich irren, aber auch ich habe Erfahrungen gesammelt.«

»Nicht schlecht kombiniert. Dann frage ich mich, was wir dagegen tun?«

»Das wird sich entscheiden, wenn sie gekommen ist. Sie hat uns einmal überraschen können. Erinnern Sie sich daran, wie sie in die Nähe meines Kreuzes geriet und ihre Pläne zur Seite legte?«

»Ja, stimmt. Was ist das überhaupt für ein… ähm … ist das eine Wunderwaffe?«

»Nicht ganz, aber so ähnlich. Jedenfalls in bestimmten Augenblicken, Mr. Donovan.«

»Gut, ich werde mich umziehen und mich auch bewaffnen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Nein. Sie werden einen Waffenschein besitzen.«

»Den braucht man hier.«

Er ging, ließ mich allein zurück, und ich wollte auch nicht im Haus bleiben, obwohl es sehr luftig war und man an gewissen Stellen den Eindruck haben konnte, im Freien zu stehen. Ich ging dorthin, wo ich schon mit ihm gesessen hatte.

Es war etwas kühler geworden. Kein Wunder, wir zählten den letzten Septembertag. Da streckte uns die Sonne nicht mehr so intensiv ihre Grüße entgegen.

Herbstliche Kühle, ein leichtes Flair des sogenannten Indian Summer,

wo noch die letzten Spinnweben in der Luft hingen und im Licht der Sonne funkelten. Eine schöne Zeit, die sich weit hinziehen konnte, bis hinein in den Oktober, wo die Wälder in Flammen standen, wenn die Natur das Laub gefärbt hatte.

Ich schaute gegen die Sonne, die nicht mehr vorhanden war. So schnell konnte sie nicht untergehen. Aber es hatte sich eine große, dunkle, in Grau hineinschimmernde Wand vorgeschoben, die vor mir einen Teil des Himmels bedeckte.

So grau wie die Wolke, aus der die Bretonin gestiegen war. War dieses Grau natürlich?

Ich konnte nicht daran glauben, so schnell kippten die Tageszeiten nicht. Wieder dachte ich an die Wolke. Was sprach dagegen, daß sie sich ausbreitete?

Nichts, überhaupt nichts. Ich kannte die Kraft nicht, die in ihr steckte und die von Gwenola gelenkt wurde.

Daß ich ein wenig fror, lag an meiner inneren Kälte und an der Erwartung, die mich überfallen hatte. Etwas drückte meinen Magen zusammen. Ich merkte genau, daß nicht alles okay war. Vieles hatte sich verändert, nicht genau sichtbar, aber durch das Auftauchen der Wolke war es anders geworden. Das Land vor mir bekam eine andere Farbe. Hinter mir blieb sein ursprüngliches Licht vorhanden, nur eben in der anderen Richtung hatte es ich verändert.

Die Schatten griffen zu. Gnadenlos füllten sie jede Lücke aus. Ich konnte zuschauen, wobei ich den Eindruck hatte, als hätte das Grau zugleich einen dunkelgrünen Farbton bekommen. Beides zusammen gab der Natur eine völlig andere Farbe. Für mich war sie tot. Da sahen die Äste und Zweige der Bäume bereits aus, als wären sie völlig blattlos.

Wind wehte über den ebenen Boden und brachte noch mehr Kühle mit, die mich frösteln ließ.

Etwas schob sich aus dem Unsichtbaren hervor immer weiter in das Land hinein, gewann auch an Tiefe und begann damit, die Dinge zu verändern. Auf derartige Vorgänge reagierte ich sensibel. Für mich war die Erklärung sogar schnell gefunden.

Vor mir trafen sich zwei Welten. Eine, die man als Vergangenheit bezeichnen konnte und jetzt freigelegt worden war und eine andere, in der ich mich befand, die real existierte.

Welten wie Wunder, Kräfte, die mit dem Begriff Magie zu umschreiben waren und von einer Person beherrscht waren, die sich als Bretonin bezeichnete.

Auch die Landschaft bekam ein anderes Gesicht. Mächtige Felsen schienen aus dem Boden zu wachsen. Sie sahen aus wie Türme. Jedenfalls waren sie plötzlich vorhanden, wirkten wie hingestellt, und der graue Himmel sah über ihnen aus wie ein Flickenteppich, durch

den noch grünes Restlicht schimmerte.
Das war nicht normal…
Die schnellen Tritte hinter mir ließen mich herumfahren. Francis Donovan hetzte herbei. Er hatte sich tatsächlich umgezogen, trug wetterfeste Kleidung und hielt in der rechten Hand eine doppelläufige Schrotflinte. »Manchmal muß man als Heger und Pfleger auch jagen, Sir.« Er lachte auf. »Aber was ist das? Weshalb hat sich die Welt vor uns verändert. Die Dämmerung ist noch längst nicht reif.«
»Das weiß ich.«
»Und wie erklären Sie sich…?«
»Ganz einfach, Mr. Donovan. Hier greift die Vergangenheit in die Gegenwart ein. Die Welt der Gwenola hält unsere bereits in den Klauen. Zumindest einen Teil davon.« Ich streckte meinen Arm aus.
»Sehen Sie die Felstürme dort, die in unterschiedlichen Höhen aus dem Boden hervorwachsen?«
»Ja, aber…«
»Sie sind neu, Mr. Donovan. Sie sind neu und alt zugleich. Gwenola hat sie mitgebracht. Sie ist tatsächlich dabei, ihr Versprechen einzulösen. Diese Welt wird ihr gehören.«
»Auf diese Art und Weise?« staunte der Ornithologe. »Damit habe ich nie gerechnet.«
»Sie müssen umdenken.«
Er wußte nicht, was er sagen sollte. Das Neue hatte ihm einfach die Sprache verschlagen, und die Verwandlung hatte noch längst nicht ihr Ende erreicht, es ging weiter.
Bisher hatten wir nur die Türme gesehen, lang und steil oder kompakt und niedrig. Sie alle reihten sich ein in das ungewöhnliche Bild, das auch weiterhin ein Stück Natur zeigte.
Nur war ich nicht davon begeistert, als ich die kahlen, toten Bäume sah, die vor den Türmen standen und so aussahen, als wollten sie ihnen Grüße zuschicken.
Auf den dicken, blattlosen Ästen der Bäume hockten ungewöhnliche Vögel mit klumpigen Körpern, sehr langen Hälsen, die mich an Gänse erinnerten.
Es war eine düstere Welt ohne frische Farben. Grau und Grün herrschten vor, und beides paßte zu der Person, die sich als Bretonin bezeichnete und diese Welt beherrschte.
Sie breitete sich aus.
Die graugrünen Schatten schwangen uns entgegen. Natürlich lautlos, wie ein sehr feines Nebelgespinst. Nichts erreichte unsere Ohren, und trotzdem war alles anders geworden; mit der Welt, die es noch vor wenigen Minuten gegeben hatte, nicht zu vergleichen.
Ich konzentrierte mich auf mein Kreuz. Bei einer fremdartigen Magie würde es reagieren, das stand fest. Es tat sich auch etwas. Mein Kreuz

hatte einen Schatten bekommen, ähnlich dem, der es überfiel, wenn ich es mit einer Aibon-Magie zu tun bekam. Diesmal nur nicht so grün, mehr ein schwaches Grau, das allerdings keine Stelle auf dem Kreuz ausließ und beide Seiten erfaßt hielt.

»Meine Güte, die kommen immer näher!« flüsterte Donovan.

»Wissen Sie, daß ich mich lächerlich fühle, wo ich die Schrotflinte in der Hand halte? Da kann ich doch nicht hineinschießen!«

»Stimmt.«

»Sie werden nicht fliehen – oder?«

»Bestimmt nicht.« Trotz meiner forschen Antwort machte ich mir Sorgen. Nicht so sehr um mich, mehr um die beiden Conollys. Wenn sie vernünftig waren, dann drehten sie ab und fuhren zurück nach London, bevor auch sie die andere Welt schluckte.

Noch hatte sich die Bretonin nicht gezeigt. Doch auch ohne sie war dieses andere Reich unheimlich genug. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß es vor einigen Hundert Jahren so ausgesehen hatte wie uns diese Welt zeigte. Da mußte einfach noch etwas anderes geschehen sein, über das Gwenola bisher geschwiegen hatte.

Es war auch weiterhin nichts zu hören. Die fremde Welt trieb lautlos heran, wir hatten den Eindruck gewonnen, als würden sie ausschließlich in sie hineinschauen.

Plötzlich packte es uns!

Es war eine Bö, die heranjagte, einen Staubwirbel hochriß, in den sich Blätter und kleinere Zweige mischten und dessen Inhalt uns machtvoll entgegengeschleudert wurde.

Ich tauchte zu Boden.

Donovan stand einen Moment länger auf der Stelle. Er sah aus, als wollte er schießen, dann riß er die Arme hoch, um das Gesicht zu schützen.

Ich lag auf den Steinen der Gartenterrasse, gedeckt von einem schmalen Rand der Brüstung.

»Kommen Sie!« schrie ich.

Da erwischte es ihn. Die Wucht der plötzlichen Bö riß den schweren Mann von den Beinen. Wie ein Orakel fegte es über uns hinweg.

Die Bäume und Büsche des Gartens beugten sich, als wollten sie sich vor den Kräften der Natur verneigen.

Das war kein natürlicher Sturm.

Dieser hier schien in den Tiefen der Vergangenheit geboren zu sein, hatte vielleicht Jahrhunderte gelauert und fegte nun machtvoll über uns hinweg.

Wir duckten uns. Blätter wischten über die Terrasse hinweg. Wir hörten die Schreie der Vögel, denn auch das Gehege wurde nicht verschont.

»Die reißen noch das ganze Ding auseinander!« schrie Donovan

gegen das Tosen an.
Ich drückte mich hoch. Das alles sah mir nach einer Befreiung aus.
Breitbeinig mußte ich mich hinstellen und mich dabei auch ducken, sonst hätte mich der Orkan von den Beinen gerissen.
Von links kamen die Schatten!
Es waren die Vögel, die ich auf den Ästen gesehen und mit gerupften Gänsen verglichen hatte. Tiere, wie ich sie nicht kannte, mit plumpen Körpern und langen Hälsen, die in schmalen, scharfen Schnäbeln endeten. Die Vögel interessierten sich nicht für mich. Fast ein halbes Dutzend von ihnen nahmen Kurs auf das große Freigehege.
Und dort stürmten sie gegen die Gitter. Ich erlebte, wie sie ihre Schnäbel einsetzen konnten. Sie rissen an den Drahtgeflechten, hinter denen die Greifvögel tobten, als wären sie irr geworden. Keines der Tiere hockte mehr auf seinem Platz. Sie alle drehten durch, wuchteten sich gegen die Gitter, ohne sie allerdings durchbrechen zu können.
Den Platz schafften ihnen andere.
Die Gerupften schafften es durch ihre schon überirdischen Kräfte, am Drahtgitter dermaßen stark zu reißen und zu zerren, daß die Verflechtung zerstört wurde und die ersten Lücken entstanden.
Plötzlich wippten dort offene Flächen, und die bisher fast gefangenen Raubvögel kannten kein Halten mehr.
Jeder wollte los!
Es war nicht nur eine Lücke vorhanden. Sie konnten überall hin, und sie fanden mit traumhafter Sicherheit ihren Weg ins Freie, wo sie von den Sturmböen gepackt und in die Höhe geschleudert wurden, als wollten sie in den Himmel hineinrasen.
»Sie sind frei!« brüllte Donovan wie von Sinnen. »Verdammt noch mal, sie sind frei, Sinclair!«
»Ich weiß.«
»Was geschieht jetzt?«
Zunächst einmal schlief der Wind ein, und zwar ebenso rasch, wie er aufgebraust war.
Es kam uns beiden komisch vor, von der Stille umgeben zu sein, obwohl hier und da noch etwas knackte oder ein Zweig über den Boden schleifte sowie Laub raschelnd auslief.
Donovan hatte wieder seine Waffe an sich genommen, stand breibeinig da und schaute sich mit verbissenem Gesicht um, als suchte er nach einem neuen Feind.
Der tauchte nicht auf. Die Bretonin, die sich für dieses schnelle Chaos wahrscheinlich verantwortlich zeigte, hatte sich ebenfalls nicht blicken lassen.
Eins stand fest: Wir erlebten nicht nur unsere normale Welt. Eine zweite hatte es ebenfalls geschafft, sich in die Gegenwart hineinzudrängen. Ein fremdes Reich, gefährlich, voller Rätsel und

Geheimnisse. Davon mußte man einfach ausgehen.

Hinter der Terrasse fiel der Garten etwas ab. Wie gesagt, es war kein kitschiger Garten, sondern ein naturnaher mit Büschen und Bodendeckern. Dazwischen verteilten sich kleine Steininseln. Mal plätscherte Wasser aus einem Brunnen, dann wiederum sahen wir nur handbreite Bachläufe, die sich ebenfalls einen Weg bahnten.

Aber nicht so wie sonst. Längst nicht mehr so tief, sondern einfach anders. Im hinteren Teil hatte die andere Welt den von Donovan angelegten Garten verschluckt, regelrecht aufgesaugt. Wir sahen in das Graugrün hinein, wir wunderten uns über die kahlen Bäume ebenso wie über den wüstenartigen Boden, aus dem sie hervorwuchsen und wie anklagend ihre Zweige vorstreckten.

Ein Bild, das ich nicht fassen konnte. Es machte mir zwar keine Angst, aber seltsam war es schon, in ein derart totes Land hineinschauen zu müssen, wo zuvor noch alles geblüht hatte.

»Es ist dahin, Mr. Sinclair«, sagte Donovan mit einer sehr traurigen Stimme. »Es ist alles vorbei. Ich… ich kann das nicht begreifen. Es ist mir zu hoch.« Er nickte gegen den düsteren Himmel, der nur aus langen dunklen Fetzen zu bestehen schien. »Wo sind sie hin? Wo befinden sich meine Vögel? Sehen Sie die Tiere?«

»Leider nicht.«

»Man hat sie mir genommen. Die Bretonin hat sich nicht geirrt. Sie nahm mir alles.«

Er schluchzte nach diesen Worten auf und starrte gegen sein Gehege, in dem sich kein Vogel mehr befand. Die zweite Welt hatte die Tiere einfach verschluckt.

In diesem speziellen Fall hatte es wieder eine Überlappung gegeben. Zwei Zeitzonen waren zusammengestoßen und hatten die gewaltige Lücke gerissen. Ein magisches Phänomen, für mich allerdings nichts Neues, denn ähnliche Dinge hatte ich schon öfter erlebt.

»Sie hat ihr Versprechen gehalten, Sinclair. Jetzt stehen wir vor ihrem Reich.«

»Es sieht so aus.«

»Verdammt, wie können Sie nur dermaßen gelassen bleiben! Ich begreife das nicht.«

»Wissen Sie, Mr. Donovan, man wird im Laufe der Zeit abgeklärt, auch wenn es sich dabei um Dinge handelt, die mit dem normalen Verstand nicht zu messen sind. Wir können nicht mehr die Statisten spielen. Hier hat sich einiges verändert. Ich bin auch nicht bereit, es so ohne weiteres hinzunehmen.«

»Okay, was haben Sie vor?«

»Ich werde mich in der anderen Welt umschauen. Um alles wieder rückgängig machen zu können, muß es mir gelingen, die Bretonin zu finden. Ich bin davon überzeugt, daß sie irgendwo in ihrer Welt auch

ihren Platz als Herrscherin gefunden hat.«
»O Gott«, sagte er nur. »Sie wollen tatsächlich in diese Welt hineingehen? Das darf nicht wahr sein.«
»Ich will nicht, ich muß. Hören Sie, Mr. Donovan, wir müssen zu einer Lösung kommen.«
»Doch nicht so.«
Ich grinste ihn schief an. »Wie denn?«
»Das… das kann ich Ihnen auch nicht sagen …« Er war durcheinander, und ich schlug ihm auf die Schultern.
»Machen Sie sich keine Sorgen, Donovan. Es geht alles klar, das verspreche ich Ihnen. Und bleiben Sie in der Nähe, denn Sie werden Besuch bekommen.«
»Ach ja, dieses Ehepaar.«
»Genau.«
Er verzog das Gesicht. »Es paßt mir überhaupt nicht in den Kram, daß ich noch auf sie achtgeben muß.«
»Achtgeben?« lachte ich. »Das glaube ich kaum, Meister. Die beiden kommen schon zurecht. Die sind Kummer gewohnt, auch magischen.«
Mit diesen Worten ließ ich ihn stehen und betrat übergangslos das auf geheimnisvolle Art und Weise erschienene Reich der Bretonin Gwenola…

***

Für einen Moment hatten die Conollys die beiden sie verfolgenden Hunde vergessen. Beide konzentrierten sich auf dieses allmählich heranziehende und sich über den Himmel ausbreitende Aschgrau, das mit einem dunklen Grünton vermischt war.
Bill senkte sogar die Geschwindigkeit. An der Einmündung des Wegs in die normale Straße stoppte er den Porsche.
Sheila drehte sich um.
Die Leiber der beiden Hunde wuchteten sich immer näher. Sie warnte ihren Mann, der allerdings schüttelte den Kopf. »Den Wagen werden sie schon nicht durchbeißen, mir macht die Veränderung viel größere Sorgen. Da stimmt etwas nicht.«
»Gwenolas Reich.«
»Und ausgerechnet dort, wo auch wir hinmüssen. John hat uns bestimmt keinen Bären aufgebunden.«
»Sollen wir denn fahren?«
Bill nickte. »Ich will wissen, was da vor sich geht. Außerdem rechnet John mit uns.«
»Denk daran, daß du keine Waffe hast!«
Der Reporter wollte seiner Frau eine Antwort geben, doch etwas anderes hielt ihn davon ab. Es war ein scharfes Bellen, vermischt mit einem heiseren Knurren.

Die Doggen waren da!

Und sie griffen an. Als hätten sie sich gegenseitig abgesprochen, rahmten sie den Porsche der Conollys ein. Von zwei Seiten sprangen sie gegen den flachen Wagen. Bill und Sheila sahen jeweils das gleiche Bild.

Die Hunde stemmten ihre Vorderpfoten gegen die Scheiben und drückten auch die Köpfe durch den Zwischenraum, natürlich mit gebleckten Gebissen, als wollten sie jeden Augenblick die beiden Fensterscheiben in Stücke beißen.

Sheila sah schon die Scheibe platzen und die Glaskrümel in den Wagen rieseln. Der Hund an ihrer Seite trat etwas zurück. Mit seinem sicheren Instinkt hatte er bemerkt, daß er so nicht in den Wagen hineinkommen würde. Er mußte sich etwas anderes einfallen lassen.

Er schüttelte den Kopf, bewegte sich noch weiter zurück, um eine günstige Distanz zu erreichen, dann nahm er den Anlauf, und Sheila wollte ihrem Mann zuschreien, endlich zu fahren, als der Reporter einen Start hinlegte, der den Porsche förmlich vorkatapultierte, als wollte er vom Boden abheben.

Die Dogge sprang. Daß sie den Wagen erwischte, war zu hören.

Der dumpfe Schlag gegen den Heckkotflügel, das Kratzen der Pfoten, aber sie kamen frei.

Der zweite Hund wurde zurückgeschleudert, als hätte ihn jemand vor seinen Körper geschlagen. Er landete jaulend im Gras, wo er sich überschlug, aber ebenso rasch wieder auf den Beinen war wie sein Artgenosse.

Beide zeigten keinerlei Verletzungen. Sie waren wie programmiert und nahmen die Verfolgung augenblicklich wieder auf.

Bill hatte beschleunigt. Sein Gesicht zeigte die innere Anspannung, die er fühlte. Auf dem glatten Asphalt waren sie im Wagen sitzend den beiden veränderten Doggen überlegen, auch wenn diese rechts und links der schmalen Fahrbahn herliefen, wo sie sich besser mit ihren mächtigen Pfoten abstoßen konnten.

Der Porsche wurde zur Rakete. Es war nicht einfach, ihn auf der kurvenreichen Strecke zu halten. Jedem noch so guten Fahrer konnte ein Fehler unterlaufen – womöglich mit schlimmsten Folgen.

Bill zog es durch!

Sheila schaute immer wieder zurück, sah die Körper der Doggen über Büsche, Gräser und Rinnen hinwegwuchten und nickte Bill zu.

»Sie sind noch immer dran.«

»Die werden auch kaum aufgeben.«

»Bis zu diesem Donovan?«

»Klar.«

»Hoffentlich hat der eine Waffe.«

»Wer in dieser Einsamkeit wohnt, hat eine.«

In der Tat war kein Haus zu sehen. Nur eine sehr sanfte Hügellandschaft mit immer wieder geraden Strecken dazwischen und einem Himmel, dessen Graugrün sich ständig weiter ausbreitete. Bill und Sheila mußten einfach den Eindruck gewinnen, dort direkt hineinzufahren.

Es kam ihnen auch so vor, als würde dieser ungewöhnliche Himmel nicht in einer Höhe bleiben und sich ständig weiter nach unten senken, damit er alles umklammern konnte.

»Nie wieder auf Parties«, schimpfte Bill. Mit dem Ärmel seiner weißen Jacke wischte er Schweiß von der Stirn.

Sheila gab ihm keine Antwort. Wie auch ihr Mann, so schaute sie ebenfalls strikt nach vorn. Sie gehörte zu den Personen, die so leicht nichts mehr erschüttern konnte, weil sie einfach schon zuviel mitgemacht hatte. Andere, ob Männer oder Frauen, hätten sicherlich kurz vor dem Durchdrehen gestanden.

Nur einmal störte sie Bill. »Ich glaube, da ist es!« Sie streckte ihren Arm vor und wies auf einen helleren Gegenstand, der praktisch in einen Hang hineingebaut worden war; er war von der grünen Landschaft umgeben wie eine Mauer. Sie konnten nicht genau erkennen, ob sich das Haus des Ornithologen noch vor diesem graugrünen Licht befand oder bereits mitten drin. Jedenfalls war es die einzige Zuflucht in dieser Weite.

Der Reporter nickte nur. Es war nur ein hartes Nicken, und es dokumentierte seine nächsten Handlungen.

Er schaltete noch höher und trat das Gaspedal tiefer durch. Der Wagen schoß noch einmal vor.

Die grüne Landschaft zu beiden Seiten schien jetzt auf die Fahrbahn zu wachsen und sie noch schmaler zu machen.

Plötzlich erwischte es den Wagen. Ein gewaltiger Stoß donnerte gegen den Unterbodenschutz. Selbst Bill konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Beide Conollys merkten, wie ihre Rakete auf vier Rädern in die Höhe gewuchtet wurde und im nächsten Augenblick wieder auf die Fahrbahn sackte, ausbrechen wollte, wobei Bill verzweifelt gegenlenkte, es aber nicht vermeiden konnte, daß der Wagen über den Randstreifen hinweggeriet, auf dem glatten Gras weiterrutschte und beide nur von Glück sagen konnten, daß sie nicht in einen Straßengraben gerast waren.

Dafür spielten sie unfreiwillig Karussell, drehten sich um die eigene Achse, wobei die Räder dicke Grassoden in die Höhe schleuderten und tiefe Furchen hinterließen.

Die Gurte hielten sie. Sehen konnten sie nichts, bis der Porsche schließlich aus der hochgewirbelten Staubwolke hervor ins Freie schoß, Bill verzweifelt lenkte und es tatsächlich schaffte, den Wagen wieder auf die Fahrbahn zu bringen. Sogar in die alte Richtung.

Beiden zitterten die Knie. Mochten die Doggen auch hinter ihnen hersein, nun fuhren sie langsamer weiter und schauten auch zurück, welches Hindernis sie fast das Fliegen gelehrt hätte.

»Die Straße ist aufgebrochen!« flüsterte Sheila.

In der Tat wellte sich der Asphalt wie ein kleiner Hügel an der Stelle, wo es sie erwischt hatte.

»Unmöglich!« keuchte Bill.

»Ja, aber das ist wahr.«

»Ich sehe es ja. Nur frage ich mich, wie das sein konnte. Ich… ich habe nichts bemerkt.«

»Bitte, fahr weiter!«

»Und ob.«

Bill fuhr nicht mehr so schnell. Er wollte auch wissen, wie fahrtüchtig der Porsche noch war. Anscheinend hatte er bei dem Aufprall nichts abbekommen. Er lag auf der Fahrbahn wie immer. Glatt und sicher, als würde er auf Schienen laufen.

Durch das Motorengeräusch hörten sie das scharfe Bellen. Die verdammten Köter hatten nicht nur aufgeholt, sie waren schon da, und an der linken Seite hechtete die erste Dogge gegen den Porsche.

Wieder sah Sheila die weit aufgerissene Schnauze und auch das mörderische Gebiß des veränderten Tieres. Mit dem Kopf zuerst hämmerte er fast gegen die Scheibe, rutschte nach vorn und knallte noch einmal gegen den Kotflügel, bevor er sich überschlug, aber nicht mehr so schnell auf den Beinen war, denn er blieb zunächst benommen liegen. Einen derartigen Aufprall hielt nicht jeder Doggenschädel aus.

»Der bleibt erst mal liegen«, sagte Bill grimmig, bevor er wild grinste.

Sheila schaute auf den zweiten Hund. Auch der wollte nicht so recht. Wahrscheinlich war er vom langen Lauf erschöpft. Diese Gunst mußten sie nutzen, was auch Bill bemerkt hatte, denn er schaltete wieder höher und brachte den Porsche auf Schwung.

Leider konnten sie nicht auf der Straße bleiben. Sie führte in einem weiten Rechtsbogen am Grundstück des Ornithologen vorbei, während ein schmaler Weg zum Haus hinführte. Er war nicht asphaltiert. Natursteine bedeckten ihn, die dicht an dicht lagen und einen Weg in den künstlich verwildert aussehenden Vorgarten schnitten.

Francis Donovan hatte den Wagen nicht nur gesehen, auch gehört.

Er war aus dem Haus gekommen und dort hingelaufen, wo der Weg endete. Wenn er seinen Blick senkte, konnte er geradewegs auf die flache Schnauze des Porsches schauen.

Bill prügelte den Flitzer den Weg hoch, so daß Donovan sicherheitshalber in Deckung sprang.

Die Conollys hatten ihn trotzdem gesehen und auch die Waffe in seiner Hand.

»Wenn mich nicht alles täuscht, war das eine Schrotflinte, Sheila.«
»Kann man damit auch Doggen erwischen?«
»Bestimmt. Sogar beide, denn die Knarre hatte zwei Läufe.« Der Reporter wischte über seine Stirn. »Hoffentlich«, flüsterte er, »hoffentlich packt er es.«
Sheila fiel nach vorn, als die Bremsen packten. Schräg hatte ihr Mann den Wagen geparkt und sagte nur ein Wort: »Raus!«
Zugleich hatten sie den Porsche verlassen. Donovan lief auf sie zu, das lange helle Haar umwehte seinen Kopf und schwang im Nacken auf und nieder.
»Sie sind die Conollys, nicht?«
»Und ob«, erwiderte Bill. Er hämmerte die Tür zu.
»Ihr Freund hat Sie avisiert. Kommen Sie ins Haus.«
»Sind wir da sicher?« fragte Sheila.
Der Mann mit den Wunden im Gesicht und dem frischen Verband zwischen Hals und Wange lachte nur. »Was heißt hier sicher? Noch hat uns die andere Welt nicht geschluckt. Aber die verfluchte Bretonin wird nicht aufgeben. Es soll angeblich ihr Land sein. Ich weiß es nicht genau, ich will es nicht mal wissen. Ich bin nur sauer, daß…«
Er sprach nicht mehr weiter und winkte ab.
Bill dachte praktisch und fragte auch so. »Ist die Schrotflinte überhaupt geladen?«
»Natürlich. Beide Läufe.«
»Wunderbar.«
»Hören Sie, Mister. Es wird keinen Sinn haben, wenn wir hier durch die Gegend feuern. Damit erreichen wir nichts. Das sind andere Kräfte, die mit uns spielen.«
»Weiß ich selbst. Aber gegen wütende Hunde wird Ihre Flinte doch wohl helfen – oder?«
»Wie meinen Sie das?«
»So!« rief Sheila. Sie zeigte in den Vorgarten hinein, wo die beiden Doggen versuchten, immer ihre Deckung auszunutzen.
Sie huschten den Hang hoch. Falls sie selbst nicht zu sehen waren, hörten die drei Menschen das wilde Knurren.
Francis Donovan war durcheinander. Er drehte sich auf dem Fleck, und Bill griff kurzerhand zu. Bevor sich Donovan versah, hatte er ihm die Schrotflinte entrissen. Mit den Worten »Darf ich mal?« lief er vor. Nach wenigen Schritten und in einem günstigen Schußwinkel blieb er stehen, ohne sich dabei um die Proteste des Vogelfreundes zu kümmern. Er wollte den Doggen etwas aufs Fell brennen.
Ihr Antrieb war nicht gestoppt worden. Sie hetzten wie irre durch den Vorgarten und sahen Bill, der ihnen gelassen entgegenblickte.
Ihm kam sogar zugute, daß der zweite Hund hinter dem ersten herhinkte. Beim Aufprall auf den Wagen hatte er etwas mitbekommen.

Die Dogge übersprang einen hellen, großen, ovalen Stein. Sie befand sich noch in der Luft, als der Reporter abdrückte.

Die Ladung hieb voll in den springenden Körper. Selbst die Distanz war günstig. Der Hund überschlug sich noch in der Luft, bevor er zurück auf den Stein krachte, mit den Pfoten schlug und dort liegenblieb, als würde ihn das Material festhalten.

Bill wechselte seinen Standort, weil er das Knurren der zweiten Dogge weiter links gehört hatte. Ihr war es gelungen, sich durch den natürlichen Schutz des Vorgartens zu arbeiten und beinahe bis an die Terrasse heranzukommen.

Bill kippte den Lauf, der jetzt in einem schrägen Winkel in die Tiefe wies.

Der Hund kam – und Bill schoß.

Diesmal erwischte er die Dogge nicht im Sprung. Sie befand sich noch auf dem Boden, als die Ladung sie beinahe zerfetzte. Die Überreste verteilten sich zwischen den Büschen und Bodendeckern wie eine Schmiere.

Der Reporter atmete tief durch, bevor er sich abwandte und den beiden zunickte.

Sheila hatte ihre Hände gegen die Wangen gepreßt. Sie sprach ebensowenig wie Francis Donovan, der nur schluckte und die Lippen bewegte.

»Das ist es gewesen«, sagte Bill. Er gab dem Mann die Waffe zurück. »Sie können nachladen.«

Donovan nahm sie automatisch entgegen. Er stemmte den heißen Lauf auf den Boden und schüttelte den Kopf. »Die Doggen kannte ich. Sie waren trotz ihres Aussehens ungefährlich, Mr. Conolly. Das… das müssen Sie mir glauben.«

»Gestern vielleicht, heute nicht mehr. Eine gewisse Gwenola besitzt hier eine Macht, die mir gar nicht gefällt.«

»Wir können nichts ändern, Mr. Conolly.«

»Mal sehen. Eine andere Frage. Ich suche meinen Freund, Oberinspektor Sinclair. Wo ist er?«

Francis Donovan schaute erst Bill, dann dessen Frau Sheila an.

»Äähm… Sie wissen nicht?«

»Nein, zum Henker. Wo steckt er?«

Langsam drehte sich Donovan herum. »Da, Mister. Er… er ist in dieses verdammte Land hineingegangen. In die andere Welt, wie er selbst sagte …«

***

»O Gott!« Sheila hatte die beiden Worte ausgestoßen. »Das darf nicht wahr sein.«

»Ist es aber, Mrs. Conolly. Ich habe ja versucht, ihn zurückzuhalten,

es war vergeblich.«

Bill winkte ab. »Sie sollten nicht so schwarz sehen. Wenn ein Mann wie John Sinclair freiwillig eine andere Welt oder Dimension betritt, dann geht er nicht ohne Waffen.«

»Die hat er schon.«

»Na bitte.«

»Aber die Frau ist gefährlich. Die nimmt auf nichts Rücksicht. Ich… ich weiß das. Schauen Sie sich um. Sie hat Helfer, die mein Gehege zerstörten. Die Vögel, die ich pflegte, sind alle frei. Es hat sich vieles verändert.«

»Stimmt. Nur können Sie froh sein, daß Ihr Haus nicht erwischt worden ist.« Bill ging schon auf die Eingangstür zu, als ihn die Stimme des Ornithologen zurückhielt.

»Kann man da wirklich so sicher sein?«

Er drehte sich um. »Wie meinen Sie das denn?«

Donovan wirkte kleinlaut. »Ich… ich will ja nichts beschwören, Mr. Conolly, aber ich habe den Eindruck gewonnen, daß sich mehr tut, als man sieht.«

»Genauer!« forderte Bill.

Er hob die Schultern. »Ein Erdbeben hat es hier noch nie gegeben, trotzdem habe ich manchmal den Eindruck, als würde sich der Boden unter meinen Füßen bewegen.«

»Wie?« fragte Sheila.

»Er… er zitterte. Ich bleibe lieber draußen.«

»Stimmt, Bill, auch wir haben doch gesehen…«

»Ja, schon gut.« Der Reporter war zur Seite getreten, weil er von einem bestimmten Punkt aus in das andere Land oder Reich schauen konnte, das wie ein gläsernes Gebilde vor ihnen lag.

So weit, so düster und trotzdem dermaßen scharf konturiert, daß er sogar den Rücken der einsam gehenden Gestalt erkennen konnte.

Es war John Sinclair!

Entfernungen konnte Bill schlecht schätzen. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußte John fast die hohen Türme erreicht haben, die sich in die grüngraue Düsternis hineinreckten. Er drückte dem Geisterjäger beide Daumen und dachte natürlich darüber nach, ob er ihm in die andere Welt folgen sollte oder nicht.

»Ja, dort hinten geht ihr Freund«, sagte Francis Donovan leise.

»Und ich weiß nicht, ob wir ihn je wiedersehen werden. Dieses Land muß einfach grausam und menschenfeindlich sein. Es ist wider die Natur, denn es verändert auch die Tiere, Mr. Conolly. Verstehen Sie das?« Er war dicht hinter Bill getreten und hatte dem Reporter eine Hand auf die Schulter gelegt. »Begreifen Sie, was ich meine?«

»In etwa.«

»Die Natur ist gerecht. Dort tötet niemand um des Tötens willen, wie

es bei den Menschen der Fall ist. Die Natur gibt jedem eine Chance. Ich habe mich mit dem Verhalten von Greifvögeln beschäftigt, die grundlos als Raubvögel bezeichnet werden. Nein, sie rauben nicht. Sie holen sich ihre Nahrung, wenn sie Hunger haben. Sie glauben gar nicht, wie oft es einem Beutetier gelingt, den anfliegenden Raubvögeln zu entwischen. Bis die dann einen Kreis gedreht, abgestoppt und zu einem erneuten Angriff gestartet sind, sind der Hase oder das Eichhörnchen meist bereits verschwunden. Der Mensch aber ist anders. Ebenso wie die Dinge, die der Mensch geschaffen hat und stolz darauf ist, ohne eigentlich stolz sein zu können. Auch dieser unheimliche Vorgang hat damit zu tun. Das ist nicht das Werk der Natur, Mr. Conolly, daran haben…«

»Keine Menschen gedreht«, widersprach Bill. »Ihnen können Sie diesmal nicht die Schuld in die Schuhe schieben.«

»Wer oder was denn?«

»Magie, Mr. Donovan. Reine Magie, die sich der Menschen bemächtigt hat. Sie ist über die Personen gekommen, die sich wohl kaum wehren konnten. Die Schwarze Magie hat dafür gesorgt. Ein alter Zauber schlug zu. So und nicht anders müssen Sie das sehen. Eine andere Möglichkeit gibt es da nicht. Vielleicht enttäusche ich Sie da…«

»Überhaupt nicht, Mr. Conolly. Sie haben Ihr Gebiet, ich das meine. Nur will ich nicht, daß man mir dieses Flecken Erde, das ich mir ausgesucht habe, auf irgendeine Art und Weise wegnimmt, die ich nicht begreife. Ich komme da einfach nicht mit. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es den fremden Kräften gelungen ist, in unsere Welt hineinzudringen. Sie werden eine Erklärung wissen, Mr. Conolly. Nur werde ich sie wohl nicht verstehen.«

»Das wird auch schwierig sein. Die Schwarze Magie ist ein sehr komplexes Gebiet. Sie setzt sich aus zahlreichen Faktoren zusammen, die Sie mathematisch nicht berechnen können.« Der Reporter winkte ab. »Es ist nicht die Zeit, um zu philosophieren, wir müssen etwas unternehmen, auch hier, Mr. Donovan.«

»Und was, bitte?«

Bill hörte die raschen Schritte seiner Frau. Sheila blieb neben ihm stehen. »Du willst doch nicht etwa auch in dieses Land und uns allein lassen?«

»Nein, Sheila, das hatte ich nicht vor. Ich bleibe bei euch.« Er klopfte mit der flachen Hand gegen sein Jackett. »Außerdem trage ich nicht die entsprechenden Waffen bei mir.«

»Gut, Bill, gut.« Sheila streichelte ihren Mann, und er hörte ihr schweres Atmen.

Der Reporter hatte sich nicht umgedreht. Er schaute weiterhin in das wie aus Rauchglas geschaffene Land, in diese fremde, unheimliche

Welt hinein, in der es mehr Schatten als Licht gab.

Auch die Bretonin war nicht zu sehen. Sicherlich lauerte sie auf den Geisterjäger.

Dafür entdeckte er zahlreiche Vögel. Die meisten sahen normal aus. Sie hatten ihre Plätze auf dem blattlosen Astwerk gefunden, dessen Bäume tot und abgestorben aussahen.

Bill sah auch andere Vögel. Kompakte Körper mit langen Hälsen und Schnäbeln. Plump hockten sie auf den Ästen, ohne sich zu rühren. Sie beobachteten nur.

»Wollen wir nicht ins Haus gehen?« schlug Sheila vor.

»Weshalb?«

»Bill, ich fühle mich dort sicherer. Ich weiß auch nicht, weshalb, aber ich habe ein ungutes Gefühl.« Sheila verengte die Augen, als sie gegen die andere Welt schaute. »Von ihr geht eine Bedrohung aus, die mir überhaupt nicht in den Kram paßt. Immer wenn ich in sie hineinschaue, spüre ich die Kälte auf meinem Körper. Ich bin davon überzeugt, daß der Fall sich noch ausweitet.«

»Da könntest du recht haben.«

»Vielleicht sollten wir telefonieren und anderen Bescheid geben, daß sie absperren.«

»Ich weiß nicht, ob es gut ist, die Polizei zu holen.« Bill wandte sich an den Ornithologen. »Vom Haus her kann ich die andere Welt doch auch beobachten?«

»Sicher.«

»Dann komm, Sheila.« Er legte einen Arm um sie. Beide folgten Francis Donovan, der im Haus zunächst seine Schrotflinte auflud und sie greifbar hinstellte.

»Eine zweite Waffe haben Sie nicht zufällig im Haus?« erkundigte sich Bill.

»Ja und nein. Nur eine alte Jagdflinte.«

»Besser als nichts.«

»Ich werde sie Ihnen holen.«

Er verschwand, ließ die Conollys zurück, und Sheila hatte fröstelnd ihre Arme um den Körper geschlungen. »Hat dieser Mensch nicht auch von Erdstößen gesprochen?«

»Das hat er.«

»Glaubst du daran?«

Bill räusperte sich. »Sheila, hier ist einiges zusammengekommen. Zumindest zwei gefährliche Kräfte trafen aufeinander. Da prallen Gegensätze aufeinander, da gibt es tektonische Emotionen, wenn ich das mal so sagen darf. Jedenfalls ist einiges auf den Kopf gestellt worden. Ich kann mir gut vorstellen, daß es zu kleineren Beben gekommen ist.«

»Und sie schaffte es, Macht über die Tiere zu bekommen. Das muß

irgendwo tief in ihrer Vergangenheit begründet liegen. Überhaupt, was will sie hier? Mit welch einem Recht beansprucht sie das Land?«

»Das genau frage ich mich auch«, sagte Donovan, der zurückkehrte und eine Jagdflinte in der Hand hielt, die er Bill gab. »Sie ist geladen, Mr. Conolly.«

»Danke.«

»Sie wissen keine Lösung?«

Francis Donovan schaufelte sein mähniges Haar zurück, als er Sheila anblickte. »Eine Lösung ist schwer zu erklären. Es muß in der Vergangenheit begründet liegen. Und es liegt auch darin begründet, kann ich Ihnen sagen. Aber ich habe dort nicht gelebt, Sie auch nicht. Wie können wir da eine Lösung finden?«

»Indem wir in die Zeit hineintauchen«, erwiderte Bill.

»Das hat John getan«, sagte Sheila schnell.

Donovan runzelte die Stirn. »Meinen Sie wirklich, daß dieses andere Land gleichzeitig ein Stück Vergangenheit ist?«

»Ja.« Bill nickte heftig. »Das ist sichtbar gewordene Zeit, Mr. Donovan.«

Der Ornithologe fuhr durch sein Gesicht. »Sie verzeihen, wenn ich es nur schwer begreife.«

»Sicher. Mir würde es nicht anders ergehen, aber ich werde eben öfter mit diesen Dingen konfrontiert, da sehe ich das etwas anders. Und ich habe auch gelernt, in andere Richtungen zu denken, wenn Sie verstehen.«

»Allmählich finde ich mich damit ab.« Donovan schüttelte den Kopf und lachte dabei. »Ich habe mir immer eingebildet, die Natur zu kennen. Jetzt erst merke ich, wie wenig ich überhaupt von allem weiß.«

»Was Sie hier erleben, gehört auch nicht zur Allgemeinbildung«, sagte der Reporter. »Nehmen Sie es einfach hin und finden Sie sich damit ab. Alles andere lohnt sich nicht. Sie kämen nur durcheinander, wollten Sie versuchen nach Erklärungen zu suchen.«

»Möglich.« Donovan trat ans Fenster. »Und meine Vögel sind ihr gefolgt. Ihre Tiere haben die meinen aus dem Gehege befreit. Es waren kranke Tiere, die ich gesund pflegte. Glauben Sie nur nicht, daß es mir Spaß gemacht hätte, Raubvögel einzusperren, nein, ich habe mich um die kranken Vögel gekümmert. Aber jetzt…« Er hob die Schultern. »Sie sind verschwunden, und wir müssen uns damit abfinden.«

»Sie werden wieder zurückkehren«, sagte Sheila.

Der Ornithologe lachte. »Was macht Sie so sicher, Mrs. Conolly?«

»John Sinclair!«

Donovan war erstaunt. »Sie meinen tatsächlich, daß er es schafft, die Welt zu zerstören?«

»So ungefähr.«

»Nun ja, ich…« Er hörte mitten im Satz auf zu sprechen, wie jemand, der etwas gehört hatte, aber das Geräusch nicht identifizieren konnte.

»Haben Sie was?« fragte Bill.

»Keine Ahnung, ehrlich. Aber ich glaube, da tut sich was. Das… das leichte Beben. Ich habe etwas vernommen. Es ist schon einmal so gewesen, glauben Sie mir.«

Bill handelte praktischer. Er ließ sich fallen und preßte ein Ohr gegen den Stein.

Donovan hatte sich nicht geirrt. Auch Bill vernahm das Grummeln tief in der Erde. Ein Vibrieren, dazwischen ein Ächzen, als würden gewaltige Fäuste gegen das Gestein schlagen, durch das sich die Schallwellen fortpflanzten.

Er stand wieder auf, einen unsicheren Ausdruck im Gesicht. Bevor Sheila eine Frage stellen konnte, hatte er ihr schon zugenickt. »Ja, es kommt etwas auf uns zu.«

»Dann sind wir hier auch nicht sicher – oder?«

Donovan fühlte sich verpflichtet, eine Antwort zu geben. »So kann man das nicht sagen…«

»Aber Sie haben doch den Erdstoß erlebt, Mr. Donovan.«

»Nicht direkt einen Stoß. Der Boden hat gezittert.«

»So wie jetzt«, sagte Bill, dessen Augen sich weiteten, denn auch er hatte den harten Stoß gespürt. Ein Kitzeln unter den Füßen, dann das etwas härtere Vibrieren, und er sah auch, wie sich die große Scheibe bewegte.

Danach war es still.

Atemlos warteten sie ab. Die drei Menschen lauerten förmlich auf den nächsten Erdstoß, der auch kam, aber seltsamerweise das Haus fast verschonte und nur den Garten erwischte.

Unter ihren Füßen vibrierte es nur, im Garten aber entstanden Risse auf der Steinterrasse. Sie hörten sogar die lauten, schußartigen Geräusche, die entstanden, als die Natursteine auf der Terrasse zerplatzten.

Im Garten selbst gerieten die großen Steine in Bewegung, als sich der Boden unter ihnen wellte. Sie rollten wie große Kugeln die künstlich geschaffenen Abhänge hinab und blieben irgendwo hängen. Manchmal prallten sie gegen Baumstämme oder vor Mauern.

Ein Stein landete auch im Bach, wo das Wasser fontänenartig in die Höhe spritzte.

»Ich… ich habe auch keine Erklärung, glaube ich«, flüsterte der Ornithologe. »Ich weiß nicht so recht, weshalb nur der Garten in Mitleidenschaft gezogen wird.«

»Sie glauben keine zu haben, Mr. Donovan.« Bill hatte genau auf Zwischentöne geachtet.

Der ältere Mann mit dem Narbengesicht schloß für einen Moment die Augen. Als er sie wieder öffnete, sprach er leise. »Sie haben gut zugehört, Mr. Conolly, sehr gut sogar. Ja, ich habe eigentlich keine Erklärung, aber ich bin irgendwie durcheinander.«

»Weshalb?«

»Wenn ich Ihnen das sage, halten Sie mich vielleicht für verrückt oder senil.«

»Reden Sie!«

»Wenn Tiere… also wenn sie tot sind, Mr. Conolly, brauchen sie einen Platz, wo man sie begräbt. Ich habe nicht alle Vögel retten können. Ich habe auch andere Tiere begraben – klar?«

»Im Vorgarten?«

»Ja, unter der Erde. Dort befindet sich ein kleiner Tierfriedhof. Es ergibt für mich zwar keinen logischen Sinn, aber könnte es nicht sein, daß der Grund für dieses konzentrierte Beben mein Tierfriedhof ist?« Er lachte selbst. »Klar, die Möglichkeit ist weit hergeholt, aber eine andere fällt mir nicht ein.«

»Ich glaube sogar«, sagte Sheila, die dicht vor die Scheibe getreten war, »daß Sie recht haben.«

»Wieso?«

»Kennen Sie die Stellen, wo Sie die Tiere begraben haben? Können Sie sich noch erinnern?«

»Nicht direkt. Eigentlich habe ich sie überall vergraben, auch unter den großen Steinen.«

»Und die sind weggerollt«, sagte Sheila. Sie drehte sich nach rechts und stellte sich dabei auf die Zehenspitzen, weil sie eine Stelle, wo einmal ein Stein gelegen hatte, sehr genau beobachten wollte. Dann streckte sie den Arm aus. »Da ist ein Loch,« hauchte sie, »und aus ihm dringt Rauch.«

Sofort waren die beiden Männer bei ihr.

»Ja«, erklärte Donovan, »das ist eines der Gräber. Dort habe ich einen toten Hirsch begraben.« Er trat auch an die Scheibe heran.

»Das ist das größte Grab.«

»Ja«, meinte Sheila. »Hier haben wir auch den größten Riß oder die breiteste Öffnung.«

»Was wollen Sie tun?«

»Gar nichts«, sagte Bill. »Zunächst warten wir ab. Dann können wir eingreifen.«

»Weshalb der Rauch?« fragte Donovan.

»Wahrscheinlich werden die Reste des Hirschs verbrennen«, erklärte Bill.

»Ohne Feuer?«

»Magie, Mr. Donovan, Magie.«

Wieder spürten sie einen harten Stoß unter ihren Füßen. Sie hatten

auch das Gefühl, als würde das Haus schwanken, aber schlimmer hatte es den Garten erwischt.

Dort riß die Erde auf, und dort gerieten die Steine in noch stärkere Bewegungen. Einer, dreimal so groß wie ein Menschenkopf, wuchtete in die Höhe, als hätte ihn eine Riesenhand weggeworfen. Er geriet aus ihrem Blickfeld.

Als sie ihn wieder sahen, war es fast zu spät. Da raste er in einem schrägen Winkel gegen die Scheibe des großen Fensters. Aufhalten konnte ihn niemand. Er würde die Scheibe zerstören.

Bill riß seine Frau mit. Donovan hatte ebenso schnell reagiert. Er flog zur anderen Seite.

Dann traf der Stein.

Ein Inferno umgab sie plötzlich. Das Krachen und Splittern wollte einfach kein Ende nehmen. Es regnete in den Raum. Das Glas und der Rahmen vermischten sich zu mörderischen Geschossen. Gewaltige Glasstücke segelten wie flaches Eis über den Boden und blieben schließlich in den Teppichen stecken.

Und der Stein wirkte wie ein Geschoß. Er fegte durch den Raum, zerstörte einen flachen Tisch, schleuderte Vasen um, hieb wuchtig auf den Marmor, tickte noch einmal auf, bekam dadurch Schwung und setzte seinen Weg weiter fort, bis er schließlich mit vehementer Wucht gegen das Mauerwerk des offenen Kamins prallte.

Selbst diese Steine gerieten ins Zittern. Für einen Moment sah es so aus, als würde der Kamin zusammenbrechen.

Die drei Menschen lagen am Boden, hatten so gut Deckung gefunden wie eben möglich und warteten darauf, daß Ruhe eintrat.

Das geschah auch.

Bill hörte Sheilas heftiges Atmen. Ihm erging es nicht anders, auch er zitterte und kam mühsam auf die Beine.

Im Zimmer herrschte das große Chaos. Der Stein hatte fürchterlich aufgeräumt. Die Scheibe lag verteilt. Das Glas bildete große und kleine Splitter, gefährliche Fallen, wenn man gezwungen war, darüber hinwegzusteigen.

Bill schaute an sich herab. Er hatte, ebenso wie Sheila, unwahrscheinliches Glück gehabt. Keiner von ihnen war von Splittern erwischt worden.

Der Reporter half seiner Frau auf die Beine. Nur Donovan lag noch auf dem Boden. Bill erschrak, als er ihn sah, weil er sich nicht bewegte, dann aber zog der Ornithologe die Arme an und stemmte die Handflächen auf. Er fand einen Sessel, auf dessen Lehne er sich abstützte. Seine Gesichtshaut erinnerte an dünnes Gummi, als er einige Male den Kopf schüttelte, an sich herabschaute. Aus seiner zum Glück dickeren Kleidung brauchte er keine Splitter zu ziehen. Bis auf die Haut war sowieso keiner durchgekommen.

»Manchmal wird man verrückt«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Dann… dann dreht man einfach durch.«
»Wie ist es?«
»Toll, Mr. Conolly, ich fühle mich blendend. Mir ist es noch nie so gut gegangen.« Donovan schaute den Reporter nicht an. Sein Blick glitt durch den Garten, wo nichts mehr so aussah, wie es einmal gewesen war. Eine unnatürliche Kraft hatte furchtbar aufgeräumt.
Es sah aus als hätte er einen Bombenangriff überstanden. Rauch wölkte aus den tiefen Bodenrissen und -spalten. Die Steine wirkten wie durcheinandergewürfelt, kleine Brücken und Übergänge waren eingestürzt, und die künstlichen Bäche hatten sich andere Wege gesucht.
»Wer – was – und wieso?« flüsterte der Ornithologe. »Wie konnte so etwas nur geschehen?«
Weder Sheila noch Bill gaben ihm eine Antwort. Mit diesem Problem mußte er allein fertig werden.
»Wieso?« brüllte er wieder und trat wuchtig gegen ein Glasstück.
»Ich will eine Antwort!« schrie er in den Garten hinein. »Verdammt, ich will eine Antwort!« Er ballte die Hände zu Fäusten, hielt die Augen krampfhaft geschlossen und drückte den Kopf zurück.
Er bekam sie nicht, aber der Schrecken hatte noch kein Ende gefunden. Das unheimliche Beben war zunächst eine Vorstufe gewesen zu Dingen, die nachfolgten.
Bisher hatte sich innerhalb des Gartens nur vom Aufbau etwas verändert. Nun geschah noch etwas anderes.
Die Conollys sahen die Bewegung zuerst. Aus dem Hintergrund schob sich etwas näher heran. Es kroch durch das Gelände. Den beiden war klar, daß diejenigen, die da herankamen, bestimmt keine Freunde von ihnen waren. Sie hatten auch noch nicht erkennen können, um was es sich da handelte.
Donovan sowieso nicht. Er hielt weiterhin die Augen geschlossen, als hätte er Angst davor, sich dem Chaos zu stellen.
Bill ging vor, drückte Sheila aber zurück. Er rechnete mit dem Schlimmsten, denn ein derartiges Ereignis konnte einfach nicht ohne Folgen für die Umgebung bleiben.
Bill war nicht einmal überrascht, als er sah, was da im Vorgarten geschehen war.
Zwei blutbeschmierte und halbzerfetzte Körper bewegten sich auf das zerstörte Fenster zu.
Es waren die beiden Doggen!
Doch nun kamen sie als Zombies…

***

Ich hatte das Risiko einfach eingehen müssen, auch wenn mich in

dieser anderen Welt eventuell mörderische, tödliche und grausame Überraschungen erwarteten. Um den Löwen zu stellen, mußte man in dessen Höhle gehen, eine zweite Alternative gab es für mich nicht. Ich wollte nicht, daß finstere Kräfte, die längst ihren Platz in der Vergangenheit haben mußten, einfach zurückkehrten und zuschlugen. Denen mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Und so ging ich dann durch diese glasig wirkende Welt. Ich, der mich in dieser Welt befand, empfand sie zwar durch dieses schattenhafte Licht als düster, aber sie setzte mir beim Gehen keine Hindernisse entgegen.

Es war ein totes Land.

Wind wehte längere Staubfahnen über den Boden, die mich in Kniehöhe erwischten. Ich hörte auch keinen Laut, obwohl in dem toten Geäst der Bäume große, kompakte Vögel mit langen Hälsen hockten, die mich aus gierigen Augen beobachteten, als hätten sie vor, mich im nächsten Moment zu verschlucken.

Sie rührten sich nicht. Nichts bewegte sich. Auch nicht die Tiere, die aus dem großen Freigehege befreit worden waren. Es war ein Gebiet des Schweigens, durch das ich meinen Weg fand und das der Staub ausfüllte wie Nebel.

Mein Ziel waren die Türme.

Sie standen vor mir als wuchtige Klötze und waren unterschiedlich hoch. Bei einigen hatte ich den Eindruck, als wollten sie mit ihren Spitzen gegen den zerfetzt und aufgerissen wirkenden Himmel tippen. Andere wiederum erreichten nicht einmal die Hälfte der Größe. Wieder andere erinnerten mich an kleine, spitze Hügel, und sie alle wiesen eine Gemeinsamkeit auf.

Sie waren in der oberen Hälfte abgehackt. Keine besaß einen direkten, geraden Auslauf.

Von der Bretonin entdeckte ich nichts. Wenn das tatsächlich ihr Reich war, konnte ich verstehen, daß sie sich darin nicht wohl fühlte. In einem Gebiet ohne Grün, ohne Wasser und ohne Hoffnung, da konnte man nur vegetieren.

Zumindest als Mensch, wobei sich die Frage stellte, ob ich Gwenola als einen Menschen ansehen sollte. Sie selbst hatte sich als weißer Engel bezeichnet, dem stimmte ich nicht zu. Wer Gewalt propagierte, der zählte für mich zur anderen Seite.

Meine Konzentration ließ nicht nach. Ich war stets darauf gefaßt, einen heimtückischen Angriff zu erleben. Jeden Moment konnte sich einer der lauernden Vogel aus dem Baum lösen und auf mich niederstürzen. Wenn das geschah, würde ich schießen.

Es lag eigentlich kein Grund vor, aber ich wollte von meinem eigentlichen Ziel nicht abweichen, da ich mir vorstellen konnte, daß sich die mächtigen Steinklötze wunderbar als Behausung für die

Bretonin eigneten. Von dort aus würde sie alles beobachten können.

Es war ein schwerer, ein langer Weg durch ein staubtrockenes Gelände. Mir fielen auch meine Freunde sowie Francis Donovan ein.

Ich hielt an und schaute zurück.

Es war seltsam, aber das Haus sah ich nicht. Diese Welt erlaubte mir keinen Ausblick nach draußen, umgekehrt klappte es schon.

Das Reich, in dem ich mich befand, wirkte wie ein Gefängnis, das nichts mehr hergab, was es einmal in den Klauen hielt.

Der Staub war überall. Er klebte auf der Kleidung, auf meinem Gesicht und lag auch als Schicht auf den feuchten Lippen. Die Luft drückte, wie vor einem Gewitter.

Dann hörte ich das Klatschen. Sofort blieb ich stehen, legte die rechte Hand auf den Berettagriff, brauchte die Pistole aber nicht zu ziehen, denn die unförmigen Vögel mit den langen Hälsen segelten über meinen Körper hinweg.

Vier waren es. Sie flogen hintereinander und bildeten so eine ungewöhnliche Formation.

Ich schaute ihnen nach. Ihr Ziel war klar. Sie visierten die mächtigen Türme an, schwangen sich noch einmal höher und fanden ihren Platz auf dem höchsten Turm.

Sie kamen mir vor, als wollten sie gerade mir, dem einsamen Wanderer, den Weg zu ihrer Herrin und Gebieterin zeigen! Mir sollte es recht sein. Ich war sowieso davon ausgegangen, daß sich eine Person wie Gwenola den höchsten und mächtigsten der Türme ausgesucht hatte.

Es war mir nicht aufgefallen, aber ich hatte einen Großteil des Weges hinter mir gelassen. Das Gelände, bisher bretteben, fiel nun etwas ab. Eine von den Ausmaßen her große, aber nicht tiefe Mulde breitete sich aus. Die mächtigen Türme wuchsen aus ihr hervor wie gewaltige Schlote oder Bauwerke.

Obwohl ich bereits ziemlich nahe an sie herangekommen war, tat sich dort nichts. Ich hatte damit gerechnet, daß sich die Bretonin zeigen würde, doch nichts geschah.

Sie blieb weiterhin im Hintergrund. Bestimmt beobachtete sie mich aus einem der lukenartigen Fenster. Meine Aufmerksamkeit konzentrierte sich abermals auf die Vögel mit den langen Hälsen, als diese ihre Plätze verließen.

Sie hüpften über den oberen Turmrand hinweg und fielen wie Steine in die Tiefe.

Nein, Selbstmordabsichten besaßen sie nicht. Bevor sie den Boden erreichten, fingen sie sich ab. Ihre gewaltigen Schwingen wirkten träge. Langsam schwebten sie zu Boden, wo sich noch zwei weitere Vögel zu ihnen gesellten. Sie alle schufen eine Gasse, durch die ich gehen sollte. Jeweils drei Vögel rahmten die Gasse von beiden Seiten

ein.

Durch diese Aufstellung waren auch meine letzten Zweifel beseitigt, wohin ich zu gehen hatte.

Das Licht kam mir hier anders vor. Dunkler und gleichzeitig schärfer. Ich konnte alles erkennen, sogar die Unterschiede in den Steinen, aus denen sich die Türme zusammensetzten. Manche waren groß, andere wieder kleiner und flacher. Wer immer sie gebaut haben mochte, er hatte ein Meisterwerk errichtet.

Gewaltig ragten die Bauwerke zu beiden Seiten neben mir hoch.

Wenn die brachen oder kippten, hatte ich keine Chance mehr, mit dem Leben zu entkommen.

Ich ging weiter auf den größten Turm zu. Auch in seiner Breite stach er von den anderen ab.

War er innen hohl? Wenn ja, wie hoch, und gab es vielleicht eine Treppe?

Vor den Vögeln stoppte ich meine Schritte. Ich sah sie aus der unmittelbaren Nähe. Stumpf wirkende Augen glotzten mich an.

Meine Nackenhaut spannte sich. Mich beschlich zudem ein unbehagliches Gefühl. Vom aufgewirbelten Staub brannten mir die Augen, im Magen lag ein leichter Druck, und ich schaute direkt auf den gebogenen Eingang, der ein Loch in dieser Turmseite freiließ.

Da sollte ich hinein?

Noch zögerte ich, denn hinter dem Eingang lag, so erschien es zumindest mir, eine grünschwarze Finsternis, in der es nichts zu sehen gab. Keine Kontur, kein Schattenbild und erst recht nicht die Person, die ich dort erwartet hätte.

Das änderte sich.

Zuerst war es nur ein Flämmchen, im nächsten Augenblick bekam der Funke Nahrung und entwickelte sich zu einer Flamme, die züngelnd in die Höhe schoß und ebenfalls einen grünlichen Farbton bekommen hatte. Die Arme wirkten auf mich wie dünnes Glas, das nur einen Teil der Höhle erhellte. Mehr sollte ich wohl nicht sehen, denn das Wichtigste konnte ich erkennen.

Es war eine Frau, die langsam vortrat und schräg neben dem Feuer stehenblieb.

Gwenola, die Bretonin!

***

Auch ich war nicht mehr weitergegangen. Ich stand genau in der von den Vögeln gebildeten Gasse, eine Hand auf dem Griff der Beretta. Das Kreuz hielt ich verborgen, denn meinen letzten Trumpf wollte ich erst später zeigen.

Sie sah so aus wie bei unserer ersten Begegnung. Vielleicht noch um eine Idee wilder.

Ich konnte spüren, daß sie innerlich erregt war. Mein Erscheinen mußte ihr nicht in die Pläne gepaßt und sie aufgeregt haben. In ihrem Gesicht zuckten die Wangen, die Augen, grün wie immer, schienen Feuer zu versprühen.
In der rechten Hand hielt sie den Säbel. Allerdings wies die Waffe nach unten, ihre Spitze berührte den Stein des Bodens.
Sie nickte mir zu. »Weshalb kommst du nicht näher?«
»Bin ich eingeladen?«
Sie lachte kehlig. »Natürlich. Ich wollte, daß du den Weg findest, denn wir beide sind diejenigen, auf die es ankommt. Oder siehst du das anders, Mann?«
»Nein.«
»Gut, aber sag mir zuvor deinen Namen!«
»Ich heiße John Sinclair!«
Sie überlegte, ob sie diesen Namen schon gehört haben könnte, dann hob sie die Schultern. »Nein, er sagt mir nichts, aber ich war lange Zeit nicht da.«
»Das weiß ich.«
Sie reckte ihr Kinn vor. »Wirst du denn den Mut besitzen und in meinen Turm kommen?«
»Wäre ich sonst hier?«
»Gut gesprochen, John Sinclair.« Sie breitete die linke Hand aus.
»Bitte, du kannst, denn du möchtest sicherlich, daß ich einiges klarstelle, oder nicht?«
»Das wäre gut.«
Ich wunderte mich nicht über ihre Sicherheit. Sie hatte die Jahrhunderte auf magische Art und Weise überlebt, da mußte man einfach sicher werden. Die Vögel blieben weiterhin hocken, als ich durch den Eingang trat und meiner inneren Stimme lauschte, die mir sagen konnte, ob ich bisher alles richtig gemacht hatte.
Sie warnte mich nicht, und ich kam mir vor wie in einem gewaltigen Felsendom.
Das Feuer brannte auf dem Boden. Welches Material Gwenola genommen hatte, war nicht zu erkennen, Holz jedenfalls keines, denn es blieb keine Asche zurück.
Die Flammen erhellten die Höhle nur unvollkommen. Sie gaben ein gespenstisches, fahlgrünes Licht ab, das zuckende Flecken an die Wände zauberte, die wiederum alles sehr fremd aussehen ließen.
Dies hier war eine andere, eine unheimliche Welt, in der sich normale Menschen nicht wohl fühlen konnten, und so erging es auch mir. Ich kam mir fremd vor und spürte auch die Bedrohung wie einen Druck, der sich auf meinen Nacken gelegt hatte.
Gwenola drehte sich um. Sie wandte mir den Rücken zu. Beim Gehen konnte ich ihre geschmeidige Gestalt bewundern. Ihre Kleidung

bestand nicht nur vorn aus Fetzen, auch im Rücken ließ das Oberteil einen tiefen V-förmigen Ausschnitt frei. Die Bretonin war trotz ihrer Kleidung mehr nackt als angezogen.

Käme sie aus der heutigen Welt hätte sie in der Londoner Szene alle Chancen gehabt, aufzusteigen und eine von den Wilden zu werden, die dabei waren, Trends zu setzen. Aber das war sie nicht. Man konnte sie als ein Relikt aus der tiefen Vergangenheit ansehen, das – aus welch einem Grunde auch immer, überlebt hatte.

Sie hatte einen bestimmten Platz anvisiert, wo sie sich auch niederließ. Ich wunderte mich darüber. Es war ein Stein, nein, zwei, wie ich beim Nähergehen erkannte.

Auf einem saß sie, der andere bildete eine mächtige Rückenlehne, so daß mir diese Sitzgelegenheit vorkam wie ein primitiver Thron.

Sie ließ mich nicht aus den Augen und schaute an den grünen Flammenarmen vorbei auf mich.

»Du kannst ruhig näherkommen.« Gwenola hatte mit leiser Stimme gesprochen. Trotzdem waren ihre Worte gut zu verstehen gewesen, weil der Schall ihre Worte zu mir hintrug.

»Es passiert mir selten«, fing sie an.

»Aber ich muß deinen Mut bewundern, daß du gekommen bist.«

»Gab es eine andere Möglichkeit?«

»Nein!« erklärte sie hart.

»Dann mußte ich diese eben wahrnehmen, denn vor der Aufgabe drücken kann ich mich nicht. Aber ich weiß wenig über dich. Ich möchte gern wissen, wo du herkommst und weshalb du dieses Land als dein Land bezeichnest, unverschämterweise.«

»Es gehört mir!«

»Das bezweifle ich.«

Sie beugte sich etwas vor. »Ich bin die Bretonin, und die Vergangenheit ist nicht tot. Verstehst du das?«

»Nicht genau.«

»Es hat mir gehört, ja, es hat mir gehört, denn ich war eine große Kriegerin. Ich gehörte zu den Rittern der Tafelrunde. Ich, Gwenola, die Bretonin…«

»Das stimmt nicht. Zu den Rittern gehörte keine Frau. Das haben wir festgestellt.«

»Ja…«, dehnte sie und verengte die Augen. »Nicht ganz gehörte ich dazu, das stimmt schon.«

»Du wolltest?«

»So ist es.«

»Aber man ließ dich nicht in den illustren Kreis hinein.«

»Was heißt das?«

»Vergiß es. Weshalb nahm man dich nicht auf, wo du doch so tapfer gewesen bist?«

»Weil sie keine Frau wollten. Sie haben mich nicht nur abgelehnt, sie ächteten mich, die edlen Herren. Und da habe ich mir vorgenommen, mich zu rächen. Ich bin losgezogen, habe Soldaten um mich gesammelt, und wir eroberten dieses Gebiet. Als es soweit war, erklärte ich, daß es mein Land war. Ich kam aus dem Land der Gallier, aus Frankreich, aber ich habe hier in Britannien meinen Stützpunkt geschaffen und ihn den edlen Rittern vor die Nase gesetzt.«

»Was taten sie?«

»Nichts, sie konnten nichts tun, sie mieden mich, denn sie hatten erfahren, daß ich nicht irgendeine Person war, sondern jemand, der mit Zauberkräften ausgerüstet war. Eine alte keltische Zauberfee hat mir vieles beigebracht. Sie war die Herrin über die Tiere. Sie hat mir ihre Kenntnisse verraten! Mir gehorchen die Tiere, wie du sicherlich gesehen hast, und sie werden mir beistehen, ob tot oder lebendig, wenn ich mein Land verteidige.«

»Moment mal, auch tote Tiere?«

»Ja, ich kann sie aus den Gräbern holen. Du glaubst nicht, wie viele tote Tiere in der Erde Britanniens liegen. Ganze Legionen. Sie werden als untote Wesen erscheinen und mir zur Seite stehen. Dieser Mann, der die Vögel eingesperrt hat und der sein Haus auf meinem Land gebaut hat, bekommt es als erster zu spüren. Ich habe meine Kräfte auf sein Haus und sein Gebiet konzentriert. Was dort tot gewesen ist und unter der Erde lag, wird wieder leben, denn die Körper sind vermodert, der Geist ist geblieben, John Sinclair.«

»Sie sollen also an deiner Seite kämpfen?«

»Das werden sie. Damals schon haben die Ritter der Tafelrunde ihren Fehler zu spät eingesehen, das wird sich heute wiederholen. Auch du hast einen Fehler gemacht. Du und alle anderen, glaube es mir, mein Freund, glaube es mir.«

Davon war ich nicht überzeugt, aber ich wollte noch mehr wissen.

»Wie kam es, daß du die Zeiten überleben konntest. Auch du hättest längst Staub sein müssen.«

Da lachte die Bretonin. »Ich habe dir von der keltischen Zauberhexe erzählt. Sie wußte viel, sogar sehr viel, John Sinclair. Sie kannte Länder und geheimnisvolle Reiche; sie war der Magie der Druiden sehr eng verbunden. Es gibt ein Reich oder ein Land, das die wenigsten Menschen kennen.«

»Aibon?«

Zum erstenmal sah ich sie überrascht. »Ja!« bestätigte sie. »Es ist Aibon, das Paradies der Druiden.«

»Ich kenne es gut, aber ich habe dich nie zuvor dort gesehen. Wie kommt es?«

»Vielleicht warst du auf der anderen Seite.«

»Bestimmt nicht bei Guywano.«

»Nein, aber ich möchte dich etwas anderes fragen. Er hat manchmal den Namen Geisterjäger erwähnt. Kannst du damit etwas anfangen, John Sinclair?«

»Man nennt mich so.«

Nach dieser Antwort sah es aus, als wollte die Bretonin von ihrem Thron in die Höhe schnellen. »Nein!« keuchte sie. »Nein, das kann nicht wahr sein.«

»Es entspricht den Tatsachen!«

»Dann werde ich das Glück haben, das zu tun, von dem andere nur träumen können, nämlich, dich zu töten.« Sie lehnte den Kopf zurück und lachte schallend. »Es ist herrlich, es ist wunderbar, einmalig. Das hätte sich Aibon nie träumen lassen, auch ich nicht und…«

»Ich lebe noch, Gwenola!«

»Ja«, sagte sie und hob ihren Säbel an. Sie kantete die Klinge vor ihr Gesicht, so daß sie rechts und links an ihr vorbeischauen konnte.

»Noch lebst du, aber in diesem Reich herrschen meine Gesetze, Geisterjäger. Daran kannst auch du nichts ändern.«

»Wenn du mit Guywano gesprochen hast, hat er dich auch dar über informiert, welche Waffen ich besitze?«

»Du bist stark, das weiß ich.«

»Ich vertraue auf mein Kreuz!«

Sie schrak nicht einmal zusammen, als ich das sagte. Sie tat so, als ginge sie das alles nichts an. Sie blickte zur Seite, hob die Schultern und sagte dann. »Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Ich werde dich vernichten.«

Da holte ich das Kreuz hervor.

Im selben Augenblick ließ sich Gwenola einfach nach hinten fallen, glitt an der steinernen Lehne vorbei und war verschwunden. Ich wollte ihr folgen, als ich hinter mir das Schlagen der mächtigen Schwingen hörte.

Der Eingang war nicht breit genug. So mußten die unförmigen Vögel hintereinander in die Höhle fliegen.

Von irgendwo her hörte ich die schrille Stimme der Bretonin. »Tötet ihn! Reißt ihn in Stücke und werft seine verdammten Reste in die Grube…!«

***

Sechs Vögel – okay, vielleicht hätte ich sie geschafft. Sechsmal schießen und sechsmal treffen. Das wiederum hätte mich Zeit gekostet, außerdem war es nicht sicher, ob ich es überhaupt schaffen konnte, mich gegen sie durchzusetzen.

Nein, da mußte es noch eine andere Möglichkeit geben, und ich wußte auch schon welche.

Gwenola hatte sich bestimmt nicht in Luft aufgelöst. Nach ihrem

Verschwinden hatte ich noch ihre Stimme gehört. Sie war hinter ihrem Steinthron verschwunden, als hätte irgendein Loch sie geschluckt.

Da wollte ich hin!

Die Vögel bewegten sich auch weiterhin träge. Ich war schneller als sie; den ersten jedoch erwischte ich mit einem Schnappschuß.

Die geweihte Silberkugel hieb in seinen unförmigen Leib. Er geriet ins Taumeln, der zweite stieß gegen ihn, dann glühte er im Innern grün auf und klatschte zu Boden.

Ob er dort zu Staub zerfiel oder anders auseinanderbrach, war für mich nicht erkennbar. Ich hetzte bereits auf den Thron zu und tauchte dahinter. Nun sah ich, daß hinter dem Thron sich in der Wand ein schmales Loch befand. Ein Spalt, mehr nicht. Dahinter war es finster. Meiner Ansicht nach konnte sich die Bretonin nur dort hineingedrückt haben, und er war auch breit genug, um mich aufnehmen zu können.

Schräg preßte ich mich hindurch, zog den linken Arm nach und vernahm ein kratzendes Geräusch.

Ein Vogel hatte nach meiner Schulter gehackt, sie verfehlt und war mit dem Schnabel über den harten Felsen gerutscht. Da konnte er meinetwegen hundert Jahre hacken.

Es gefiel mir nicht, in der Dunkelheit zu stehen. Dagegen hielt ich das Licht meiner kleinen Bleistiftleuchte, die ich drehte und erst dann stoppte, als ich die Stufen einer alten, geländerlosen Treppe sah, die zum Ende des Turms hinführte.

Mein Hals wurde mir schon etwas eng, denn die Stufen waren schmal und ziemlich bucklig.

Aber ich mußte hoch, denn über mir hatte ich die Geräusche von Schritten gehört. Die Bretonin hatte den gleichen Weg genommen.

Möglicherweise wollte sie mich auf dem Turm erwarten.

Davon ging ich allerdings nichts aus, als ich die Treppe in Angriff nahm. Sie konnte sich auch irgendwo versteckt halten und blitzschnell angreifen, denn meine eigenen Schritte überdeckten die Lautstärke der ihren.

Es war ein Glücksspiel für mich, nur gab es keine Alternative. Die kleine Lampe leistete mir wertvolle Dienste.

Ich hatte den Strahl nach unten gesenkt, so daß mir der Kegel jedes Hindernis zeigte, das die Treppe bot.

An manchen Stellen fehlten ganze Stücke. Andere Stufen wiederum besaßen Buckel, über die man leicht stolpern konnte. Auch in der Breite zeigten sie sich unterschiedlich. Diese Treppe, mehr eine Notstiege, hatte kein Meister seines Fachs gebaut.

Um aufzuholen, nahm ich manchmal zwei Stufen auf einmal und zuckte jedesmal zusammen, wenn unter dem Druck eines Tritts Gestein abbröckelte und die Treppe hinabrollte.

Weiter, immer weiter und höher!

Die Treppe drehte sich wie ein Bandwurm. Wer nicht schwindelfrei war, konnte leicht kippen und in der Tiefe verschwinden. Auch konnte der Schacht Beklemmungen auslösen.

Zweimal blieb ich stehen.

Beim ersten Horchen hörte ich noch die Schritte der Bretonin.

Beim zweitenmal nicht mehr.

Hatte sie bereits die Spitze erreicht? Ich beeilte mich und verminderte das Risiko eines Absturzes keineswegs. Mit der linken Hand hielt ich mich fest – so gut wie möglich, das heißt, ich schabte mit der Fläche an der rauhen Steinwand entlang, wo es immerhin Vorsprünge gab, an denen ich mich abstützen konnte.

Noch höher, wieder eine Drehung. Frische Luft? Nein, ein Beweis dafür, daß ich mich zu weit vom Ende des Turms entfernt befand.

Dann schallte mir ein häßliches Lachen entgegen und auch die Stimme der Geächteten.

»Ich weiß, daß du es geschafft hast, John Sinclair. Ich hätte es auch nicht anders erwartet. Komm nur, komm nur her. Ich werde dich schon empfangen.«

Während sie sprach, war ich weitergegangen und hatte das Gefühl, einen helleren Fleck über die linke Turmwand huschen zu sehen. Er war wie ein hauchdünner Schleier und konnte auch vom grünlichen Außenlicht stammen, das von oben her in den Turm eindrang.

Etwas flog mir entgegen. Nein, es wehte. Ich blieb stehen, eng an die Wand gepreßt, weil ich mit einem Stein oder ähnlichem rechnete. Dabei war es nur Staub, allerdings aufgewirbelt von einem der verdammten Vögel, der sich in den engen Schacht hineingedrängt hatte.

Er fiel schräg auf mich zu, den Hals vorgestreckt wie eine Waffe, den Schnabel geöffnet, dessen Innenhälften scharf wie Messer sein mußten. Ich feuerte.

Diesmal erwischte die Kugel seine breite Brust. Der Vogel schüttelte sich, dann klatschte er auf die Stufen, noch so weit von mir entfernt, daß er mir nicht auf die Füße fiel.

Regungslos blieb er liegen.

Ich stieg über den Kadaver hinweg, durchschritt, eng an die Wand gepreßt, auch die nächste Kehre und sah über mir die viereckige Öffnung, als hätte man sie in den Turm hineingesägt.

Ich beging natürlich nicht den Fehler, hochzurennen und meinen Kopf durch die Luke zu strecken, auf so etwas hatte die Bretonin bestimmt gewartet. Vorsichtig und geduckt schlich ich näher, ohne dabei die Ränder der Öffnung aus den Augen zu lassen.

Dort zeigte sich nichts.

Wollte Gwenola es mir tatsächlich so einfach machen? Das traute ich

ihr nicht zu.
Noch zwei Stufen, dann konnte ich durch die Öffnung klettern. Ich hängte mir das Kreuz um den Hals und zog das Jackett aus. Beobachtet wurde ich bei dieser Aktion nicht.
Sehr dicht knüllte ich den Stoff zusammen, hielt ihn mit einer Hand fest, zielte, atmete noch einmal tief durch und schleuderte das Jackett in die Höhe.
Es flatterte durch die Öffnung, und ich sah etwas blitzen. Die Bretonin hatte gelauert und mit ihrem verdammten Säbel zugeschlagen.
Meinen Kopf hieb sie mir nicht von den Schultern, dafür erwischte sie das Jackett, in dessen Stoff sich die Klinge noch verfing, obwohl sie einen breiten Riß hineingeschlagen hatte.
Mir gab sie die Chance, die ich brauchte.
Zwei Sprünge reichten.
Als Gwenola das Jackett von der Klinge schleuderte, schnellte ich wie ein Irrwisch durch die Öffnung und stand plötzlich vor ihr…

***

Sheila Conolly und Francis Donovan hatten von der neuen Gefahr, die sich näherte, noch nichts bemerkt, weil sie mit sich selbst zu tun hatten. Nur Bill waren die beiden untoten Doggen aufgefallen. Die zerfetzten Leiber sahen schlimm aus, bei einem fehlte sogar der halbe Kopf, aber die Tiere lebten.
Die unheilvolle Kraft der Bretonin mußte dafür gesorgt haben, daß sie wieder von den Toten zurückgekehrt waren.
Wie sollte Bill sie endgültig umbringen? Es noch einmal mit der Schrotflinte versuchen?
Das war schlecht möglich, denn sie würden abermals erscheinen und zuschlagen.
Der Reporter drehte sich um.
Soeben bewegte sich Francis Donovan zur Seite. Er mußte irgend etwas mit dem Rücken haben, denn er drückte ihn steif durch. Als er Bill anschaute und dessen gespannte Haltung sah, fragte er: »Was haben Sie, Conolly?«
»Schauen Sie mal in Ihren Garten.«
Das tat der Vogelkundler. Zunächst entdeckte er nichts. Er hob sogar die Schultern, dann öffnete er den Mund, und blubbernde Geräusche drangen aus seiner Kehle.
»Was, zum Teufel…?«
»Ja, Bill!« schrie auch Sheila. »Was ist das? Mein Gott, da im Garten! Ich werde…«
»Das sind unsere Doggen, Mädchen!«
»Aber du hast sie doch…«

»Mein Gewehr!« schrie Donovan.
»Okay, nehmen Sie es. Und du, Sheila, verschwinde lieber. Schließ dich in einen anderen Raum ein.« Bill deutete auf eine Tür und fragte Donovan, ohne die Doggen aus den Augen zu lassen: »Wo führt die hin?«
»In ein Bad!«
»Gut, Sheila, geh!«
Sie zog sich zurück. Donovan hatte seine Schrotflinte aufgenommen. Bill war mit der Jagdflinte bewaffnet, obwohl er ihr nicht viel zutraute. Untote Hunde mußte man anders vernichten.
Noch hatten sie das Haus nicht erreicht, aber sie standen dicht davor und schritten auch durch einige Scherben, die bei der Zerstörung des Fensters nach draußen gefallen waren.
Bill und Donovan hörten das Knirschen, dann sprang der erste in den Raum, und gleichzeitig gellte Sheilas Schrei auf.
Sie hatte den Rat ihres Mannes befolgt und die Tür aufgerissen. Es war ein Fehler gewesen, denn so hatten die zahlreichen Ratten freie Bahn, die aus der Toilette gekrochen waren und in den Wohnraum stürmen wollten…

***

Gwenola schrie!
Es war ein wilder, wütender, zorniger Schrei, der meine Aktion begleitete. Daß ich sie dermaßen reingelegt hatte, damit hatte sie beim besten Willen nicht rechnen können.
Sie stand da und schüttelte sich, als wäre sie in den Regen gekommen, während sie mein Jackett mit einer heftigen Bewegung ihres Säbels von der Klinge schleuderte.
Ich hatte mich schnell umgeschaut und mitbekommen, daß wir uns auf der viereckigen Plattform des höchsten Turms befanden, die ziemlich viel Platz bot. Jedenfalls würde ich mich hier gut bewegen können, das stand schon mal fest.
Und so etwas brauchte ich auch, denn die Reichweite der Kriegerin war enorm.
»Ich werde dich zerhacken!« brüllte sie mir zu und nahm eine kampfbereite Haltung ein.
Ich dachte an meine Beretta. Sollte ich es mit einer Kugel versuchen? Das ging mir irgendwo gegen den Strich, denn die Waffen waren ungleich verteilt.
So ließ ich die Beretta und griff mit der anderen Hand in die Hosentasche.
Das Kreuz hatte sich an einigen Stellen erwärmt. Es spürte die Magie, aber es konnte nicht verhindern, daß Gwenola einen wilden, mörderischen Angriff startete…

***

»Die Tür zuuu…!!!«

Bill brüllte den Befehl. Er kam sich in diesem Augenblick vor wie jemand, der auf der Stelle stand und sich deshalb nicht bewegen konnte, weil ihn Stromstöße festnagelten.

Sheila war es gewöhnt, schnell zu reagieren, sie rammte die Tür nach vorn und spürte gleichzeitig den Innendruck, denn sie bekam das Ding nicht ins Schloß.

Mehrere Ratten klemmten im Spalt fest und andere Körper drückten vehement nach.

Es waren tote Tiere, dennoch lebten sie. Auch sie hatte die unheimliche Magie der Bretonin aus irgendwelchen Tiefen an die Oberfläche geholt, damit sie ihre Opfer bekam.

Ein donnerndes Krachen erfüllte den Raum. Donovan hatte geschossen und auf einen der Hunde gehalten. Diesmal hatte ihn die Ladung aus einer noch kürzeren Entfernung erwischt.

Was da von der Wucht der Geschosse zurückgeschleudert wurde, besaß kaum noch Ähnlichkeit mit einem Hundekörper, es war nur mehr eine schlimm aussehende Masse.

Das hatte Bill mit einem Seitenblick mitbekommen. Ansonsten konnte er sich um Donovan nicht kümmern, Sheila und die Rattenplage waren für ihn wichtiger.

Sheila stand vor der Tür, hatte die Arme ausgestreckt und preßte die Handflächen mit aller Kraft gegen das Holz. »Bill!« jammerte sie schreiend. »Ich kann nicht mehr, ich…«

Der Reporter sprang vor. Er wuchtete sich gegen die Tür, die erzitterte, und preßte sein gesamtes Gewicht so heftig dagegen, daß einige Ratten innerhalb des Spalts zerquetscht wurden.

Inzwischen jagte Donovan den zweiten Zombie-Hund. Durch die gelungene Aktion seines ersten Treffers beflügelt, suchte er den zweiten, der sich zurückgezogen hatte.

Vor dem Haus lauerte er hinter einem Stein, der dorthin geflogen war.

Francis Donovan hatte es erkannt. Sein Mund war böse verzogen, die Augen leuchteten. »Komm, du Biest, komm nur. Ich habe noch etwas für dich, du Bastard!«

Als hätte die untote Dogge die Worte gehört, so verließ sie ihre Deckung.

Sie sprang, sie wuchs in all ihrer Scheußlichkeit vor dem Ornithologen auf, der seine Schrotflinte in die Höhe riß, abdrückte und den zweiten Lauf leerte.

Er hatte das Gefühl, die Flinte würde ihm in den Händen explodieren. Aus der nur armlangen Distanz hämmerte die Schrotladung in den Körper der Bestie.

Eine kurze Flamme schoß ebenfalls aus dem Lauf, versengte die restliche Haut, dann verschwand der Körper zuckend und um sich schlagend dort, wo er gelauert hatte.

Donovan lachte schrill auf. Er mußte so reagieren, um die Spannung zu lösen.

»Kommen Sie!«

Bill hatte geschrien. Er und Sheila stemmten sich auch weiterhin gegen die Rattenplage.

Francis Donovan drehte sich um. Heftig nickte er und lief los, um die beiden zu unterstützen. Dazu sollte es nicht mehr kommen, bevor er sich gegen die Tür stemmen konnte, geschah etwas mit den Tieren. Ein grüner Schein legte sich über die Körper. Die Tür gab dem Druck nach, sie krachte ins Schloß, doch von den Ratten war nichts mehr zu sehen.

Bill riskierte es und schaute nach.

Er sah sie kleiner werden, eingehüllt in das grüne Licht, daß sie immer tiefer zurück in ihre Welt zerrte.

»Verstehst du das?«

Obgleich nur Sheila angesprochen worden war, schüttelte auch Francis Donovan den Kopf.

Das begriff keiner von ihnen…

***

Ich mußte an meinen alten Ausbilder denken, als Gwenola säbelschwingend auf mich zuhechtete, um mich in zwei Hälften zu teilen.

Immer die Ruhe bewahren, hatte er gesagt, um genau im richtigen Augenblick zum Gegenmittel zu greifen.

Das hoffte ich zu schaffen, denn ich ließ mich gedankenschnell auf den Rücken fallen, als sie sich zusammen mit der Klinge nach vorn wuchtete, aber gegen meine hochgerissenen Füße fiel, die ich blitzschnell hochstemmte und die Kriegerin so über meinen Körper hinwegschleuderte. Wo sie landete, konnte ich nicht erkennen. Wäre das Turmende schmaler gewesen, hätte ich ihren Flug in die Tiefe verfolgen können.

So aber kam sie auf die Beine, und ich ebenfalls.

Wieder standen wir uns gegenüber. Ich hörte sie heftig keuchen.

Der Mund war verzogen, die Pupillen wirkten auf mich wie grün eingefärbtes Eis. Sie war grausam und geächtet, sie wollte ihre Abrechnung, aber diesmal hielt ich ihr voll das Kreuz entgegen.

Die Bretonin befand sich bereits auf dem Sprung, als sie das Kreuz sah. Ich habe nur wenige Menschen gesehen, die sich so erschreckten wie Gwenola in diesem Augenblick. Ihre Gesichtszüge schienen einbetoniert zu werden. Sie glotzte das Kreuz an. Ungläubiges Staunen

zeichnete ihr Gesicht, und dann bewegte sie langsam und vorsichtig den Mund, um Worte zu formulieren.

»Woher… woher hast du es?«

»Es gehört mir!«

»Nein, nicht…« Sie breitete die Arme aus und schüttelte dabei den Kopf. Ihre Faust öffnete sich zur Hand, so daß der Waffengriff hervorrutschen konnte.

»Wem soll es sonst gehören?«

»Richard, König Richard. Richard Löwenherz«, ächzte sie und fiel dabei auf die Knie.

Ich war perplex, denn mit einer derartigen Veränderung hätte ich nie gerechnet.

Und dann veränderte sich alles.

Es zu beschreiben, ist fast unmöglich für mich. Hier wurden die Gesetze der Physik aufgehoben. Vielleicht erlebte ich so etwas wie eine Einsteinsche Welt, die man nicht erfassen, befreien und nur errechnen kann. Jedenfalls zog sich alles zusammen.

Diese Welt drängte sich nicht nach außen, sondern nach innen. Sie verkleinerte sich, und dementsprechend stark wurde auch der Druck auf all die Dinge, die in diese Welt gehörten.

Mein Kreuz strahlte, es sandte weißmagische Energieimpulse ab, als wüßte es genau darüber Bescheid, daß diese Welt kein Recht hatte, auch weiterhin zu existieren.

Sie war einmal gewesen, sie gehörte in die Vergangenheit und dort sollte sie auch bleiben oder zerstört werden.

Das Reich der Bretonin geriet ins Wanken, wobei es sich immer stärker verdichtete.

Alle hatten darunter zu leiden, nur ich nicht, der Träger dieses wundersamen Kreuzes.

Es begann bei den klumpigen Vogelkörpern, die es geschafft hatten, den Turm zu umkreisen.

Mitten in der Luft erfaßte sie der mörderische Druck und preßte sie dermaßen hart zusammen, daß sie als kleine, blutige Klumpen in die Tiefe fielen.

Dann hörte ich das Knirschen, aber nicht nur unter meinen Füßen, sondern von überall her.

Es war klar, daß auch die alten Türme dem Druck nicht mehr standhielten, und Menschenkörper erst recht nicht.

Gwenola konnte niemand retten.

Sie lag halb aufgestützt vor mir, wollte sich bewegen, streckte mir die gespreizte Hand entgegen, als könnte ich sie aus dem unheimlichen Vorgang entfernen.

Es war nicht zu machen.

Ein Knacken und Knirschen, ein Brechen und Ächzen zeigte mir an,

daß sie verging.

Plötzlich rann eine dunkle Flüssigkeit aus ihrer Nase, den Ohren und auch den Augen.

Es war kein Blut, wie es in meinen Adern floß, daß mußte etwas Schwarzmagisches sein.

Ich konnte nicht mehr hinsehen und hinhören, aber ich mußte hier weg, sonst brach ich mit dem verdammten Turm zusammen. Nein, die Zeit hätte ich nicht mehr gehabt. Ich wäre dieser Welt nicht entkommen, aber für mich lief es unnormal.

Der Turm war da und trotzdem nicht mehr. Ich spürte Boden unter den Füßen, aber sah nichts mehr von der sterbenden Gwenola und auch kein Mauerwerk.

Es dauerte Sekunden, bis mir einfiel, daß es die Welt der Bretonin sichtbar nicht mehr gab, dafür meine normale wieder. Die andere sah ich nicht, ich hörte sie nur.

Im Unsichtbaren brach sie zusammen. Ein Krachen und Poltern und ein letzter fürchterlicher Schrei, wahrscheinlich der letzte Ruf einer Person, die einfach zu lange gelebt hatte.

Dann war alles verschwunden.

Ich atmete einige Male tief durch und sah neben mir mein von dem Säbelhieb zerfetztes Jackett liegen.

Wie ein Handtuch schlang ich es um meine Schultern und ging dorthin, wo Donovan lebte. Ich konnte nur hoffen, daß er dieses grauenvolle Abenteuer ebenfalls überstanden hatte…

***

Ja, Donovan hatte es, und die Conollys ebenfalls, die mich wie einen Geist anstarrten, als ich plötzlich durch das zerstörte Fenster in den Wohnraum trat.

»John…«, ächzte Sheila.

Sie saßen da, starrten mich an, waren sprachlos, und auch ich konnte nicht viel sagen.

Schließlich stand Bill auf, nahm eine Flasche Whisky, öffnete sie, trank einen Schluck, warf sie mir zu, ich trank ebenfalls und gab sie an Donovan weiter.

»Jetzt sag mir doch mal, wo du herkommst, John, bitte!«

Ich hob die Schultern. »Das, mein Lieber, ist eine lange Geschichte.«

»Wir hören sie gern«, meinte Sheila.

»Ja, auch ich möchte eine Erklärung haben«, meldete sich Francis Donovan.

»Die Geschichte hat etwas zu tun mit Aibon, mit den Rittern der Tafelrunde und einer Frau, die nicht sterben wollte, weil sie rachsüchtig und haßbesessen war…«

So begann ich meine Erzählung, aber das, liebe Leser, wissen Sie ja

alles schon. Deshalb ist für Sie diese Story zu

ENDE